1,50 DM / Band 141
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark




Belgien F 28 / Frankreich F 3.80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1.75 / Schweden kr 4.50 i.m. / Spanien P 65




# Mein Todesurteil

**John Sinclair Nr. 141**

**Teil 3/3**

***von Jason Dark***

***erschienen am 17.03.1981***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Mein Todesurteil

**Der Vampir hockte in seinem offenen Sarg!**

**Er starrte auf die Treppe, über die sein Todfeind in den Keller stolperte.**

**Karel Marek!**

**Er war von Haß besessen. Vom Haß auf den Vampir-Grafen, der seine Schwester zu einer Untoten gemacht hatte. Und er hatte seinem Vater ein Versprechen gegeben.**

**Er wollte den Vampir Fariac töten!**

Nur deshalb hatte ihm sein Vater kurz vor dem Tode den Eichenpflock vererbt, der das Herz des Vampirs durchbohren sollte. Gemeinsam mit John Sinclair, dem Mann aus der Zukunft, hatten sie eine Falle für den Vampir gebaut, und der war voll hineingetappt.

Schweratmend näherte sich der junge Marek dem Sarg. In seinen Augen glitzerte es, seine Lippen zuckten. Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder, doch kein Wort drang hervor. Nur sein schweres, keuchendes Atmen war zu hören.

Hoch hielt er seinen rechten Arm. Und die Faust umklammerte den Pfahl so fest, daß seine Fingerknöchel weiß hervortraten.

Mit einer wilden Handbewegung schleuderte er ein paar Kreuze zur Seite, die er und John Sinclair provisorisch vor dem Sarg aufgebaut hatten. Jetzt hatte er Platz. Die Kreuze brauchte er nicht mehr, sie sollten den Vampir nur schwächen, und den Zweck hatten sie restlos erfüllt.

Fariac hatte Angst.

Ja, der Blutsauger, der so viele Menschen ins Unglück gestürzt hatte, bebte und zitterte. Er wußte, daß ein gnadenloser Rächer vor ihm stand, ein Mann, der seinen Tod auf die Fahne geschrieben hatte.

Fariac stieß drohende Laute aus und robbte in seiner prunkvollen Totenkiste immer weiter zurück. Seine Arme hatte er halb erhoben, als wollte er damit und mit seinem Mantel den seelenlosen Körper schützen. Doch er hatte sich verrechnet.

Vor dem Fußende des Sargs blieb der junge Marek stehen. »Ich bin da!« sagte er nur.

Fariac hechelte. »Du willst mich töten, nicht?«

»Ja!«

»Warum? Warum willst du das auf dich nehmen? Ich würde mich erkenntlich zeigen. Ich habe Beziehungen. Ich würde dich zu einem reichen Mann machen. Die Leute würden vor dir kuschen. Sie hätten Angst vor dir, sie würden…«

»Nein!« schrie Karel Marek. »Nein!«

»Überlege es dir!« zischte der Vampir.

Wild schüttelte Karel den Kopf. »Denk daran, was du meinem Vater und meiner Schwester angetan hast. Ilona ist zu einer Untoten geworden. Nur durch deinen Biß. Du allein bist dafür verantwortlich, und den Tod meines Vaters hast du auch auf dem Gewissen. Es gibt keine Gnade mehr für dich!«

Fariac zuckte zusammen. Sein Mund öffnete sich noch weiter. Die langen, leicht gebogenen Hauer blitzten, und urplötzlich sprang er hoch. Er wollte wieder aus dem Sarg flüchten.

Damit hatte Karel gerechnet.

Er warf sich ebenso schnell vor, streckte dabei auch seine linke Hand aus, rammte die Faust in das Gesicht des Vampirs und drückte ihn

zurück.
»Stirb!« brüllte er.
Seine rechte Hand raste nach unten.
Wuchtig bohrte sich der Pfahl genau dort in die Brust des Vampirs, wo auch das Herz saß.
Fariac bäumte sich auf.
Dunkles Blut schoß aus der Wunde, als der junge Marek den Pfahl wieder herausriß.
»Das war für meinen Vater!« schrie er unter Tränen. »Und das ist für meine Schwester!«
Wieder hieb er zu.
Abermals zuckte der Vampir zusammen, öffnete seinen Mund und stieß einen markerschütternden Schrei aus. Es war ein Schrei, wie er nur in höchster Todesnot geboren wurde.
Der junge Marek fuhr zurück und hielt sich die Ohren zu.
Die Hände hatte Fariac um den Sargrand gekrallt. Er versuchte, sich hochzuwuchten, doch die Kraft verließ ihn bereits. Auf halbem Weg sackte er wieder zusammen, versuchte es noch einmal und mußte wieder aufgeben.
Plötzlich wurde seine Haut grau. Die Fingernägel fielen ab, und das Fleisch verdorrte. An den Händen begann der Auflöseprozeß, setzte sich rasch weiter fort und erreichte zuletzt das Gesicht.
Die Kleidung fiel ineinander, weil nichts mehr da war, was sie noch hielt. Dann verformte sich das Gesicht. Nase, Mund und Ohren wurden zu einer lehmigen Masse, die ineinanderfiel und die blanken Knochen freigab.
Karel Marek stand vor dem Sarg und schluchzte. Er sah dem Kampf zu, während die Tränen über sein Gesicht liefen. Zuletzt glotzte ihn nur noch eine Skelettfratze an.
Mehr nicht…
Auch die würde zerfallen. Zurück blieb dann graubrauner Staub.
Vorhin war er wie im Rausch gewesen, jetzt kam die Ernüchterung.
Karel wandte sich um. Er schluchzte, und ihm war hundeelend zumute. Die Treppe verschwamm vor seinen Augen, er verfehlte die unterste Stufe, fing sich aber und torkelte die Treppe hoch wie ein Betrunkener.
Karel Marek hatte seine Rache erfüllt.
Fariac lebte nicht mehr!

***

Der Schrei brach ebenso schnell ab, wie er aufgeklungen war. Plötzlich war es wieder still.
Und sie stand vor mir.
Sie – das war Ilona, das Zigeunermädchen, eine Blutsaugerin, die ich

töten mußte, weil ich sie erlösen wollte. Eine andere Rettung gab es nicht. Der Keim des Bösen steckte in ihr, auch an den beiden spitzen Eckzähnen zu erkennen, die bereit waren, in andere Halsschlagadern zu stoßen.

Töten wollte sie auch mich. Und nicht nur durch ihren Biß. Sie hielt zusätzlich noch eine große Schere in der Hand, deren Backen zusammengepreßt waren.

Ich hatte die Pistole weggesteckt.

Das Magazin war sowieso leer. Nur noch mit dem Kreuz wollte ich arbeiten, und das war noch wirkungsvoller als eine Silberkugel.

»John Sinclair!« krächzte sie. »John Sinclair…« Ihr Gesicht war längst nicht mehr schön. Die Haut wirkte bleich und alt, die Augen waren kleiner geworden, und ich sah das Schimmern der roten Äderchen in den Pupillen. Grau und strähnig hingen die Haare um ihren Kopf. Nichts mehr war von der dunklen seidigen Pracht zu sehen.

»O Gott«, flüsterte ich. »Was ist aus dir nur geworden, kleine Ilona?«

Sie knurrte mich an. Nein, sie verstand mich nicht mehr, ebensowenig verstand ich sie. Sie hatte mich mal geküßt, und auch mir war Ilona sehr sympathisch gewesen.

Aber jetzt?

Nun mußte ich sie töten. Hart schluckte ich.

Aber war das Mord?

Nein, eine Erlösung, wie ich hoffte.

Und trotzdem zögerte ich. Ich konnte es nicht übers Herz bringen. Ich traute mich nicht, den ersten Schritt zu tun. Sie stand, in dem großen Schrank, den rechten Arm erhoben, die Schere fest umklammert.

Wenn sie mich doch angreifen würde, wäre vielleicht alles besser gewesen, aber sie sagte nichts.

Doch dann griff sie an.

Steif ließ sie sich nach vorn fallen. Gleichzeitig fiel auch ihr Arm, und die Schere war auf meine Brust gezielt. Sie hätte mich glatt durchbohrt, doch ich tauchte zur Seite weg und schlug mit dem Kreuz zu, bevor Ilona nach vorn kippen und den Boden erreichen konnte.

Sie zuckte plötzlich, als stünde sie unter Strom. Ich warf sie zurück in den Schrank, sie breitete die Arme aus und fiel zwischen die aufgehängten Kleider.

Sie tobte.

Das Kreuz hatte sie berührt und sich in ihren untoten Körper gebrannt. Sie würde es nicht mehr schaffen, ihr seelenloses Leben fortzusetzen, auch wenn sie noch so sehr dagegen ankämpfte.

Ich hörte ihr Schreien, ihre wilde, verzweifelte Panik. Sie tobte im Schrank, riß die Kleidungstücke von der Stange, brach zusammen und versuchte, sich wieder zu erheben. Dann sah ich eine Hand aus dem

Kleiderbündel steigen.
Sie war bereits zur Hälfte stockig gelb…
Ich schloß die Tür. Zurück blieben die dumpfen Geräusche des Todeskampfs, die wie Hammerschläge in meinem Gehirn nachhallten.
An der Tür stand die Stumme. Sie schaute mich aus großen Augen an und hielt ihre rechte Hand mit der linken umklammert.
Sie hatte mich auf dem Flur angegriffen und mir ihre beiden Finger in die Augen stoßen wollen, doch ich war ausgewichen, und die Stumme hatte nur die Mauer getroffen.
Ich blieb vor ihr stehen. »Sie sind tot«, sagte ich. »Alle tot. Verstehst du?«
Die Stumme nickte.
»Dann ist es gut.«
Karel Marek fiel mir ein, und natürlich Fariac, der Vampir-Graf.
Ich hatte einen fürchterlichen Schrei gehört. War der Vampir vernichtet worden?
Hastig verließ ich das Zimmer.
Karel kam mir entgegen.
Ich sah ihn, wie er über den Flur wankte. Mit hängenden Armen, aber den Eichenpflock, sein Erbstück, hielt er nach wie vor fest umklammert.
Er schluchzte. Schreckliches mußte hinter ihm liegen. Doch er war ein Marek, ein Pfähler. Er war dazu verdammt oder ausersehen, Vampire zu jagen.
Als er mich sah, blieb er stehen.
Drei Schritte trennten uns.
Er schaute mich an.
Ich las die stumme Frage in seinen Augen und nickte.
Erschöpft ließ er sich gegen die Wand fallen. Karel zitterte am gesamten Körper.
Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Es gab keine andere Möglichkeit«, sagte ich. »Ich mußte sie einfach…«
»Ja«, flüsterte er, »ich weiß. Ich weiß es, John Sinclair, und ich kann dir keinen Vorwurf machen. Ich hätte nicht anders gehandelt. Wirklich nicht. Ich bin nur froh, daß ich es nicht zu tun brauchte, denn ich hätte es wahrscheinlich nicht übers Herz gebracht. Nein, ich hätte es nicht gekonnt.«
»Und Fariac?« fragte ich.
»Existiert nicht mehr.«
Jetzt hatte ich die endgültige Gewißheit. Wir hatten es wirklich geschafft und mit der verdammten Vampirbrut aufgeräumt. Plötzlich fiel mir die in diesem Teil des Schlosses herrschende Stille auf.
Kaum etwas war zu hören, nur unser schweres Atmen.
Dann hob Karel den Kopf. »Kann ich sie sehen?« fragte er.

»Lieber nicht.«
»Doch, ich will es.«
Da gab ich den Weg zur Tür frei. Er betrat das Zimmer und schaute sich um. Dabei sah er das offene Fenster. Kühl wehte es in das Innere des Raumes.
»Wo ist sie?«
Ich deutete auf den Schrank.
Karel ging hin. Er zögerte noch, bevor er den Schlüssel umdrehte, während die Stumme den Raum verließ.
Dann zog Karel Marek die Schranktür auf.
Ich schaute über seine Schulter hinweg. Karel fiel auf die Knie und sah seine Schwester.
»Ilona!« stöhnte er. »Mein Gott, Ilona…«
Es ging mir durch Mark und Bein. Er warf sich über sie, weinte und schluchzte. Seine Schultern zuckten. Dieser junge Mann stand jetzt allein auf der Welt. Er hatte keinen mehr, er trug nur an einem sehr schweren Erbe.
Karel zog die Leiche seiner Schwester aus dem großen Schrank.
Vorsichtig legte er sie zu Boden.
Ich trat neben ihn und senkte meinen Blick.
Ilona sah wieder normal aus. Nichts erinnerte mehr daran, daß sie mal Vampir gewesen war. Als ich die Oberlippe zurückschob, sah ich ihre normalen Zähne. Und auf ihren Lippen lag ein kleines Lächeln.
»Wir müssen sie begraben!« flüsterte Karel.
Ich nickte.
Karel wollte nicht, daß ich ihm half. Er hob seine Schwester allein hoch, nachdem er den Pfahl weggesteckt hatte. Wortlos trug er die Tote aus dem Raum und schritt die Treppe hinunter. Irgendwo war sicherlich der Ausgang zum Burghof.
Ich dachte an die Häscher des Grafen. Wie würden sie reagieren, da ihr Herr tot war?
Das bereitete mir Sorgen.
Ich öffnete die schwere Ausgangstür, nachdem wir unten die große Halle erreicht hatten.
Kalt fuhr mir der Nachtwind ins Gesicht. Und gleichzeitig traf mich der Fackelschein.
Die Häscher hatten sich vor der Tür aufgebaut und bildeten dort einen Halbkreis. Sie hielten die Fackeln in den Händen. Der Widerschein des Feuers zuckte geisterhaft über ihre Gesichter. Doch niemand machte Anstalten, nach den Waffen zu greifen. Der Tod des Grafen schien sich herumgesprochen zu haben.
»Laßt uns vorbei«, sagte Karel Marek, »der Graf ist tot!«
Schweigend machten sie Platz. Der Wind spielte mit den Flammen der Pechfackeln. Es war ein unheimliches Bild, als wir hintereinander

über den Hof schritten.
Der junge Marek wollte seine Schwester nicht in den Schloßgrüften beisetzen, sondern ihr ein richtiges Grab schaufeln. Ich hatte nichts dagegen.
Quer gingen wir über den großen Hof, auf die Mauer an der Ostseite zu. Ich merkte, wie Karel wankte, er hatte kaum noch Kraft, aber er riß sich zusammen und behielt seine Schwester auf den Armen.
Vier Fackelträger folgten uns. Sie beleuchteten den makabren Trauermarsch.
Vor der Mauer blieb Karel stehen. Vorsichtig legte er seine tote Schwester zu Boden.
»Bringt mir eine Schaufel!« sagte er.
»Zwei!« rief ich.
Die vier Fackelträger blieben stehen. Dafür verschwanden zwei andere Söldner.
Wir warteten. Niemand von uns sprach ein Wort. Der in den Burghof fallende Wind trocknete die Tränen auf den Wangen des jungen Karel Marek.
Die Söldner kamen zurück. Sie brachten zwei Schaufeln. Sie hatten breite Flächen, wir würden viel damit schaffen können. Der junge Marek fing an.
Er stieß die Schaufel in die Erde und begann zu graben. Obwohl der Kampf gegen den Vampir Kräfte gekostet haben mußte, arbeitete er wie ein Berserker. Dabei murmelte er ununterbrochen Worte vor sich hin, die ich nicht verstand.
Auch ich nahm ein Werkzeug zur Hand. Wir schufteten Hand in Hand. Die Männer schauten uns zu. Niemand sprach. Nur unser schweres Atmen war zu hören und das Klatschen, wenn der Lehm von der Schaufel rutschte und den kleinen Berg weiter vergrößerte.
Etwa eine halbe Stunde verging. Dann war das Grab tief genug für Ilona.
Beide kletterten wir aus der Grube.
Karels Gesicht wirkte wie aus Stein gehauen. Kein Muskel zuckte mehr unter der glatten Haut.
Hastige Schritte ließen uns aufhorchen. Alle wandten sich um.
Die Stumme lief über den Platz.
Sie rannte auf Karel Marek zu und drückte ihm etwas in die Hand. Es war ein kleines goldenes Kreuz. Ilona hatte es immer getragen.
»Das Erbstück der Mutter«, flüsterte Karel.
Ich konnte nicht mehr sprechen. Auch in meiner Kehle saß ein dicker Klumpen. – »Komm«, sagte Karel.
Gemeinsam hoben wir die Tote auf. Nur der Wind sang sein Lied, als wir sie in das feuchte Grab betteten.
Karel legte ihr das kleine Kreuz auf die Brust. »Damit du ewig vor

den Blutsaugern geschützt bist«, murmelte er. Dann kletterte er aus der Grube und blieb neben dem Grab stehen. Er sprach ein letztes Gebet, bat den Herrgott, der Seele des Mädchens den ewigen Frieden zu geben. Auch ich faltete die Hände. Mein Blick glitt über die Tote hinweg und hoch zu dem Schloßturm, in dem Karel und ich die fünf Vampire besiegt hatten.

Die Brut hatten wir geschafft. Doch mein großes Problem war damit nicht aus der Welt geschafft.

Wie kam ich zurück in meine Zeit?

Ich war durch ein Dimensionstor in die Zeit direkt nach dem Dreißigjährigen Krieg gelangt, nun wollte und mußte ich wieder zurück. Wie konnte ich das schaffen?

Karels Stimme unterbrach meine Gedanken. »Holt meinen toten Vater!« rief er.

Die Grube war breit genug, um zwei Leichen zu fassen. Vier Söldner brachten den Toten.

Karel und ich betteten den alten Stephan Marek neben seine Tochter. Wir sprachen noch ein Gebet und begannen damit, die Grube zuzuschaufeln. Schweigend verrichteten wir unsere Arbeit.

Die feuchte Erde fiel auf die beiden Toten. Wie ein Mantel deckte sie alles zu. Bald schon waren sie nicht mehr zu sehen. Gesicht, Ober- und Unterkörper verschwanden, so daß wir das Grab rascher zuschaufelten.

Plötzlich ertönte über uns ein gewaltiges Rauschen. Alle schauten wir hoch.

Wir sahen die Wolken. Dünn umflossen sie einen fahlgelben Mond. Und der wurde verdunkelt.

Eine gewaltige Fledermaus tauchte auf, blieb hoch über unseren Köpfen in der Luft stehen und schrie mir ihren Racheschwur entgegen.

»Du, John Sinclair, bist schuld, daß mein Bruder gestorben ist. Doch die Rache der Schwarzblütler wird dich treffen!« Die Donnerstimme hallte über den Hof. »Dein Todesurteil ist gesprochen, John Sinclair…«

***

## Gegenwart

Kommissar Mallmann wurde vom Grauen geschüttelt. Der Kerl, der ihn ermorden wollte und den er letztlich besiegt hatte, stand wieder auf. Er war zu einem Zombie, einem Untoten, geworden.

Seine Bewegungen waren eckig, langsam. Er stützte sich auf, gab seinem Körper Schwung und prallte fast gegen eine Säule, breitete jedoch kurz davor die Arme aus und umschlang den Träger.

Dann zog er sich hoch.

Leicht schwankend blieb er stehen, und sein Blick suchte Will Mallmann, der an der Treppe des riesigen Kellers stand und auf den

lebenden Toten lauerte.
Der Kommissar wußte nicht, wieso und weshalb dieser Tote wieder auf den Beinen war, ihm war sowieso der gesamte Fall, in den er hineingeschlittert war, undurchsichtig. Mit einem Kollegen zusammen hatte sich der Kommissar auf der Heimfahrt befunden, als eine Meldung durchgegeben wurde, daß die Polizei zwei flüchtige Bankräuber suchte. Sie waren in einem beigen Mercedes unterwegs, und just diesen Wagen hatten Mallmann und sein Kollege Hollering entdeckt. Es kam zu einer Verfolgungsjagd, Mallmann war der Bessere, er konnte den Mercedes stellen, aber die Verbrecher wehrten sich. Der Fahrer schoß mit einer Maschinenpistole um sich, Hollering wurde schwer verletzt, und auch Will Mallmann hätte keine Chance gehabt, wenn nicht ein kleines Wunder geschehen wäre.
Ein anderer rettete ihm das Leben, ein Engländer.
Bill Conolly!
Der Reporter schoß schneller als der Killer. Und beide Männer wunderten sich, daß sie sich ausgerechnet in diesem kleinen Ort am Rhein trafen.
Jane Collins war auch noch dabei, und der Kommissar erfuhr den Grund der Reise.
John Sinclair war verschwunden. Die Spur führte zu einer Firma, die Kosmetikartikel herstellte. Fariac Cosmetics nannte sich der Hersteller. Besitzer war ein gewisser Gordon Fariac, der unter anderem auch eine Niederlassung in Deutschland besaß. Und nicht nur das. Ihm gehörte auch eine Burg am Rhein. In diese Burg hatte er verdiente Mitarbeiter eingeladen und das Ganze mit einer kleinen Rheinfahrt verbunden. Bill und Jane trauten dem Mann nicht. Sie hatten Fariacs Einladung angenommen und den Ausflug als Reporter mitgemacht. Bill hatte Mallmann eingeweiht und ihn gebeten, sich einmal in der Burg über dem Rhein umzuschauen.
Das hatte Will auch getan. Er war in das Schloß eingedrungen, als ein Lieferant Särge herbeischaffte. Mallmann hatte sich in dem riesigen Kellergewölbe versteckt und war von einem Kretin angegriffen worden, der wohl so etwas wie ein Schloßfaktotum war.
Dieser nachgemachte Mensch wollte den Kommissar mit einer Säge und mit einem Messer umbringen. Mallmann war schneller. Er mußte ihn in Notwehr erschießen, doch nun stand der Kretin wieder auf.
Er war zu einem Zombie geworden!
Seine Absicht, den Kommissar zu töten, hatte er nach wie vor nicht aufgegeben. Er hielt nach seinen Waffen Ausschau und grinste teuflisch, als er Säge und Messer entdeckte.
Wie ein Betrunkener torkelte er darauf zu und hob beide Werkzeuge auf.
Will dachte über eine Flucht nach.

Er wußte allerdings nicht, ob die Tür oben am Ende der Treppe noch offen war.
Er lief hoch.
Hastig drückte er die schwere Klinke und stellte fest, daß er hier nicht rauskonnte.
Auch der Zombie hatte gemerkt, was los war, und sein schauriges Lachen hallte durch das Gewölbe.
Mallmann drehte sich um.
Er schaute die lange Treppe hinunter und sah, daß der Zombie vor der untersten Stufe stehengeblieben war. In der rechten Hand trug er das Messer, in der linken die Säge. Er hatte sich wieder an die Waffen erinnert, die er vor seinem »Tod« besaß.
Mallmann schluckte. Er war zwar schon lange Jahre Polizist und hatte auch viel gesehen, aber der Anblick eines solchen Monsters versetzte ihm immer aufs Neue einen Schock.
Der Zombie kam die Treppe hoch.
Mallmann zog seine Pistole.
Er trug seit kurzer Zeit immer zwei Waffen. Einmal die normale Dienstpistole und als zweite eine mit geweihten Silberkugeln geladene Walther. Es war besser und würde sich auch hier zum Vorteil erweisen, wie der Kommissar annahm.
Davon ahnte der Zombie nichts. Für ihn sahen die beiden Waffen nicht nur gleich aus, er rechnete auch damit, daß es sich um ein und dieselbe Pistole handelte.
Will ließ ihn kommen!
Stufe für Stufe torkelte der Zombie hoch. Seine Arme hatte er dabei ausgebreitet, und er schwankte von einer Seite zur anderen, wobei er sich hin und wieder an der Wand abstützte. Sein Gesicht war nicht deutlich zu erkennen, doch der Kommissar hörte das höhnische Lachen der untoten Kreatur.
Mallmann hob den rechten Arm.
Genau nahm er Maß. Er zielte wie auf einem Schießstand, denn er durfte sich keine Fehlschüsse erlauben, dieser Zombie war einfach zu gefährlich.
Die Hälfte der Treppe hatte er geschafft. Er hielt das Messer so, daß die Spitze nach oben zeigte, und das dünne, aber scharfe Sägeblatt schaute den Kommissar ebenfalls an.
Mallmann zwang sich zur Ruhe. Er spürte den Schweiß auf der Stirn, der wie eine klebrige Schicht war.
Langsam zog er seinen Zeigefinger nach hinten, während er mit der linken Hand das rechte Gelenk abstützte, um den Schuß ja nicht zu verreißen.
Auf jeder Stufe blieb der Zombie einen Augenblick stehen. Da war sein Körper nicht mehr in Bewegung, und auf solch eine Chance

lauerte der Kommissar.
Will Mallmann ließ den Zombie noch eine Stufe höher kommen.
Jetzt hatte er haargenau die Distanz.
Der Kommissar schoß!
Vor der Mündung platzte eine kleine Feuerblume auf. Im nächsten Augenblick schien der Zombie einen Hieb mit dem Hammer bekommen zu haben. Er wurde zurückgestoßen, röchelte, warf die Arme hoch und flog die Treppe hinab.
Er überschlug sich dabei wie ein Ball, seine Waffen klirrten gegen die Stufen, rissen lange Funkenbahnen aus dem Gestein und fielen mit ihm in die Tiefe.
Vor der Treppe blieb er auf dem Gesicht liegen.
Tot…
Will Mallmann wartete einige Minuten. Er hatte gut getroffen.
Der Zombie erhob sich nicht mehr. Der zerstörerischen Kraft des Silbers hatte er nichts entgegenzusetzen.
Will atmete auf.
Mit einem Taschentuch wischte er sich den Schweiß vom Gesicht.
Er spürte auch die Feuchtigkeit in seinen Handflächen und trocknete sie ebenfalls ab.
Ein Gegner weniger.
In diesem Gewölbe wollte der Kommissar auf keinen Fall bleiben. Da dieser Kretin nicht mehr existierte, hatte er freie Bahn, sich umzuschauen.
Mallmann lief vor bis zur Tür. Er wollte sie mit Gewalt öffnen, als er die Stimmen hörte.
Zahlreiche Menschen sprachen durcheinander. Für Will Mallmann stand fest, daß die Betriebsausflügler eingetroffen waren. Er mußte weiterhin im Keller bleiben…

***

Der kleine Bus stoppte vor dem Schloß!
Es herrschte eine Riesenstimmung. Die meisten Ausflügler hatten bereits dem Rheinwein reichlich zugesprochen und waren entsprechend in Form. Sie summten die Melodien der Rhein- und Weinlieder mit und unterschieden sich überhaupt nicht von den Mitgliedern der deutschen Kegeltouren.
Nur drei waren völlig nüchtern.
Gordon Fariac, Jane Collins und Bill.
Jane und Bill entgingen nicht die lauernden Blicke, mit denen Fariac seine Angestellten hin und wieder bedachte. Er hatte noch etwas vor, das lag auf der Hand.
»Ich darf Sie bitten, auszusteigen und sich in der Halle zu versammeln«, rief Fariac in das Mikro.

Hastig verließen die Reisenden den Bus.

Es war inzwischen völlig dunkel geworden. Ein kühler Wind strich über den Berg, und die Luft roch nach Schnee. Am Himmel segelten dicke Wolken, und als Jane ihren Fuß aus dem Bus setzte, fielen bereits die ersten dicken Flocken.

»Hoffentlich ist auch geheizt!« rief ein älterer Mann, der bereits ziemlich tief ins Weinglas geschaut hatte.

»Natürlich«, erwiderte Fariac und ging als erster auf das große Portal zu.

Der Schnee fiel stärker. Die Flocken wurden vom steifen Wind in die Gesichter der Menschen geschleudert, wo sie auf der warmen Haut sofort schmolzen.

Fariac hämmerte mit dem eisernen Klopfer gegen die Tür, doch es öffnete niemand.

Jane und Bill hielten sich ein wenig am Rand auf. Sie beobachteten Fariac.

»Scheint verschlossen zu sein«, murmelte Bill.

Jane nickte. »Ob da kein Personal ist?«

»Zeugen kann der nicht gebrauchen«, erwiderte der Reporter.

Fariac drehte sich zu seinen Leuten um. »Augenblick noch!« rief er. »Ich werde die Tür mit dem Schlüssel öffnen. Mein Diener scheint mich nicht zu hören.«

Der Unternehmer kramte in seiner Tasche herum und holte seinen Schlüssel hervor, mit dem er die Tür öffnete.

Er hielt sie offen. »Bitte sehr, treten Sie ein und seien Sie herzlich willkommen!«

Die ersten stürmten direkt in das Schloß. Sie hatten Hunger, wollten vom Büfett etwas abbekommen, bevor die anderen ihnen noch was wegnahmen.

Jane und Bill gingen als letzte.

»Wie gefällt es Ihnen?« fragte Fariac mit einem süffisanten Lächeln auf den Lippen.

»Recht nett«, antwortete Jane.

»Das freut mich.«

Und Bill erkundigte sich: »Haben Sie kein Personal, Mr. Fariac?«

»Es ist alles da.«

»Aber die Ober fehlen.«

»Wir werden sehen.« Er lächelte falsch und schloß die Tür.

Bill nahm an, daß einiges schiefgelaufen war. Fariac gab sich nicht mehr so sicher wie sonst. Sie betraten die Halle und waren überrascht, wie sauber alles war. Elektrisches Licht speiste die beiden großen Lüster an der Decke, deren kleine Glasstücke schillerten und glänzten. Es gab eine gewaltige Treppe, die nach oben führte, außerdem mehrere Türen und ein Kamin, in dem das Feuer knisterte. Vor den

Fenstern hingen Vorhänge, und auf einem langen Tisch stand das kalte Büfett bereit.

Für Getränke war ebenfalls gesorgt. Wein, Sekt, Mineralwasser, Whisky, Likör, alles war vorhanden.

In kleinen Gläsern schwappte Sherry.

Der Chef persönlich nahm das Tablett auf und machte damit die Runde. »Darf ich Sie zu einem kleinen Begrüßungsschluck überreden?« lächelte er.

Keiner lehnte ab. Auch Jane und Bill nickten. Sie tranken auf den Tag und die Firma.

Jane stellte fest, daß es einen vorzüglichen Sherry gab, und sie nickte anerkennend.

Auch Bill hatte sein Glas geleert. »Vielleicht ein wenig zu süß«, meinte er. »Ich trinke ihn lieber trocken.«

»Geschmackssache.«

Fariac sammelte die Gläser wieder ein. Dann klatschte er in die Hände, und die Gespräche verstummten.

»Darf ich für einen Augenblick um Gehör bitten?« begann der Unternehmer seine Ansprache.

Zwölf Augenpaare schauten ihn an.

Fariac lächelte. Er hatte sich mit dem Rücken zum kalten Büfett aufgebaut und hielt noch ein Sherryglas in der Hand. Er hob gekonnt die Augenbrauen und ließ seine Blicke schweifen, so daß jeder das Gefühl haben konnte, daß er nur ihn anschaute. »Ich freue mich sehr, daß ihnen dieser Tag bisher gut gefallen hat, obgleich ich zugeben muß, daß er sehr strapaziös gewesen ist. Strapaziöser als die Arbeit, wie ich meine.«

Leichtes Protestgemurmel erhob sich. Eine Frau kicherte hell.

Fariac fuhr fort. »Auch diese kleine Strapaze soll uns natürlich nicht davon abhalten, den Tag so weiter zu feiern, wie wir es uns vorgestellt haben. Ihre Zimmer sind reserviert. Alle befinden sich im ersten Stock, und es sind bereits Namensschilder an die Türen geklebt worden. Jeder Raum hat eine Toilette und eine Dusche. Ich habe alles nachträglich einbauen lassen. Sie können sich also frischmachen und auch umziehen, wenn Sie wollen. Ich schlage vor, daß wir uns in einer Stunde wieder hier unten treffen, dann wird der Hunger sicherlich groß sein, und das kalte Büfett kann geplündert werden. Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.«

Die Leute klatschten. Dann stand einem Nach-oben-Gehen nichts mehr im Wege.

Auch Jane Collins und Bill wandten sich ab, doch Gordon Fariac rief sie noch einmal zu sich.

»Einen Moment bitte, Miß Collins, Mr. Conolly.«

Sie blieben stehen.

Gordon Fariac kam auf sie zu. Er lächelte und sagte: »Es ist mir außerordentlich peinlich, aber für Sie beide steht nur ein Raum zur Verfügung. Es ist die Tür ohne Beschriftung. Ich hoffe, Sie verstehen mich, denn Ihr Kommen war nicht eingeplant.«

Bill nickte und grinste. »Klar, verstehen wir Sie. Und mit Jane werde ich schon fertig – oder?«

Die Detektivin lächelte ihn an, doch ihre Blicke waren eisig.

»Dann erwarte ich Sie ebenfalls in einer Stunde.«

»Danke.«

Jane und Bill schritten die breite Treppe hoch. Die Detektivin flüsterte: »Wenn du noch einmal solch einen Mist erzählst, sage ich Sheila Bescheid.«

»Man kann ja mal auf den Putz hauen.«

Jane lachte.

Beide nahmen das nicht ernst. Bill hätte seine Frau Sheila nie betrogen, dafür liebte er sie einfach zu sehr.

Als sie nebeneinander über den Gang schritten, hörten sie die Stimmen der anderen. In den Zimmern schien es hoch herzugehen.

Wahrscheinlich hatten sich die Pärchen gefunden, denn die meisten Räume waren mit zwei Personen belegt.

Der Gang war ziemlich düster, durch den sie schritten.

Allerdings sah man keine Rüstungen oder andere Gegenstände aus dem Mittelalter, sondern nur Gemälde.

Sie zeigten zumeist große Kampfszenen und Schlachten. Irgendein Typ ritt immer mit einer Fahne voran, der die anderen in die Schlacht führte.

Am Ende des Ganges befand sich ein Rundbogendurchgang, der wohl in einen anderen Trakt des Schlosses führte.

Vor der letzten Tür blieben die beiden stehen. Bill fragte: »Willst du dich frischmachen?«

Jane schaute auf die Uhr. »Eigentlich ja. Eine Dusche könnte ich schon vertragen.«

»Okay, dann schau ich mich mal um.«

»Wieso?«

»Ich wandere ein wenig durch das Schloß. Mal sehen, ob sich irgend etwas tut.«

»Meinst du, das hätte Fariac gern?«

»Weiß ich doch nicht. Außerdem interessiert es mich nicht. Ich vermisse nämlich jemanden.«

»Will Mallmann?«

»Genau. Den werde ich suchen.«

Jane nagte auf der Lippe, und Bill legte der Detektivin beide Hände auf die Schultern. »Du kannst ruhig ins Zimmer gehen. Mir passiert schon nichts.«

»Wie du meinst. Sei trotzdem vorsichtig.«
»Klar.«
Der Reporter drehte sich um. Er wartete, bis Jane im Zimmer verschwunden war, und ging dann los.
Hinter dem Durchgang setzte sich der Korridor ein kurzes Stück fort und endete vor einer Doppeltür. Sie war nicht abgeschlossen, und Bill stieß die rechte Hälfte auf.
Düsternis umgab ihn…
Sofort spürte der Reporter die gefährliche Atmosphäre, die ihm da entgegenströmte. Es war nicht wie im übrigen Teil des Schlosses, hier verdichtete sich das Grauen.
Vorsichtig betrat Bill Conolly den Saal. Er tastete nach seiner Silberkugel-Beretta und nickte zufrieden. So lautlos wie möglich versuchte er, über den blanken Steinboden zu schreiten. Die hohen Fenster auf der rechten Seite waren durch Vorhänge verdeckt. Kein Sonnenstrahl drang in diesen Raum.
Und doch gab es Licht. Irgendwo vor ihm standen ein paar brennende Kerzen. Das Licht flackerte. Durch die sich bewegenden Flammen wurden bizarre Schattenmuster auf den Boden geworfen.
Er roch nach Staub, Bohnerwachs und Moder…
Ein widerlicher Geruch.
Vorsichtig schritt Bill weiter. Er wollte sehen, was die Kerzen beleuchteten und warum sie brannten. Behutsam näherte er sich ihrem Standort.
Bevor er den Schrank entdeckte, sah er dessen zittrigen Schatten auf dem Boden, denn neben dem Schrank standen die beiden Kerzen. Es war mehr eine hohe Vitrine. Bill konnte auf das Oberteil schauen, das mit Staub überzogen war.
Der Schrank war das einzige Möbelstück in diesem großen, hallenartigen Raum.
Weshalb stand er hier?
Das mußte einen Grund haben. Als Bill sich die Kerzen näher betrachtete, da stellte er fest, daß sie aus schwarzem Wachs bestanden. Diese Beleuchtung benutzt man für irgendwelche finsteren Beschwörungen. Sollte hier in dem Raum vielleicht eine schwarze Messe abgehalten werden?
Bill wußte es nicht, aber ihn interessierte brennend der Inhalt des Schranks.
Der Reporter sah, daß der Schlüssel im Schloß steckte. Es war nicht weiter gesichert.
Bill schloß auf.
Die rechte Schranktür quietschte, als er sie öffnete. Der Reporter holte sein Feuerzeug hervor, knipste es an und leuchtete in den Schrank hinein.

Zwei Flaschen standen auf einem Regal. Sie waren ziemlich breit und an der Öffnung mit Gummistopfen verschlossen. Bills Neugierde war geweckt, er nahm eine Flasche hervor, zog den Stopfen heraus und schüttelte die Flasche.

Eine Flüssigkeit schwappte hin und her. Sie war dunkel, und als Bill an der Öffnung roch, ging ihm ein ganzer Kronleuchter auf.

Die Flasche enthielt Blut.

Im selben Augenblick hörte Bill Conolly Schritte und auch das Klappen einer Tür.

Jemand kam!

Der Reporter drückte den Gummistopfen auf die Öffnung, stellte die Flasche wieder in den Schrank und verschloß ihn. Dann huschte er gedankenschnell in die Dunkelheit des großen Raumes zurück.

Sekunden vergingen.

Bill schaute dorthin, wo auch der Schrank stand. Die Schritte wurden lauter, eine Gestalt schälte sich aus der Düsterheit.

Ein Mann – Gordon Fariac!

***

Bill staunte.

Was wollte dieser Kerl hier? Der Schrank. Klar, dort befanden sich die beiden Flaschen mit dem Blut, und an die wollte dieser Fabrikant heran.

Bill Conolly wagte nicht zu atmen. Er hoffte inbrünstig, daß Fariac nicht die Fußspuren sah, die er zwangsläufig hinterlassen hatte.

Aber den Mann interessierte nur der Schrank.

Hastig holte er die beiden Flaschen hervor und drückte mit dem Knie die Schranktür wieder zu. Er schloß sie gar nicht erst ab, sondern drehte sich um und ging davon.

Er kehrte allerdings nicht dorthin zurück, wo er hergekommen war, sondern ging in die entgegengesetzte Richtung.

Bill schwitzte Blut und Wasser und atmete erst auf, als der Mann an seinem Versteck vorbeigegangen war. Bill drehte den Kopf und sah Fariacs Rücken.

Noch wenige Schritte, dann verschwand der Mann in der Dunkelheit. Bill hörte das Knarren einer Tür, danach war es still.

Der Reporter zögerte keine Sekunde länger. Obwohl er sich in Gefahr begab, nahm er die Verfolgung auf. Dieser Mann sollte ihm nicht entkommen. Er mußte wissen, was Fariac vorhatte, denn wozu brauchte man schon zwei mit Blut gefüllte Flaschen?

Die Tür, durch die Fariac verschwunden war, öffnete Bill spaltbreit und schaute in einen Bibliotheksraum, der mit hohen Regalen vollgestopft war.

Eins jedoch war zur Seite geschoben. Und es gab den Blick auf einen

Gang frei, der in die Tiefe führte.
Ein Geheimgang!
Bill zögerte keine Sekunde und lief hinter Fariac her…

***

Will Mallmann hatte sich die Tür genau angesehen. Da war nichts zu machen. Die Tür zeigte eine Stabilität, gegen die er mit reiner Körperkraft nicht ankam.
Der Weg war versperrt.
Wohin also?
Zunächst stellte sich die Frage nicht, denn Will horchte auf die Stimmen jenseits der Tür. Es wurde ruhiger, und dann sprach nur noch einer.
Wahrscheinlich der Chef, dieser Fariac. Und da schwiegen die Mitarbeiter dann andächtig. Leider konnte Will nicht verstehen, was Fariac erzählte. Im Prinzip war es auch egal, über einen Fluchtweg redete Fariac sicherlich nicht.
Schließlich hörte der Kommissar das Trampeln zahlreicher Füße, dann wurde es still.
Mallmann wandte sich ab und lief die Treppe hinunter. Er wollte nicht glauben, daß es nur einen Ausgang aus diesem Gewölbe gab.
Das war so groß und umfangreich, da mußte es einfach mehrere geben.
Mallmann ging an dem Zombie vorbei. Viel war von ihm nicht mehr zurückgeblieben. Nur noch bleiche Knochen lagen dicht vor der untersten Stufe.
Will schalte auf die Waffen. Er hatte sie erst mitnehmen wollen, ließ sie aber dann liegen. Seine beiden Pistolen reichten ihm vollauf.
Dann schritt er tiefer in das Gewölbe hinein. Überall stützten die Säulen die Decke ab. Die Wände waren weiß gestrichen, hatten aber im Laufe der Zeit grauen Schimmel angesetzt, auch lag der Schmutz wie eine Schicht auf der Wand.
Die Lampen, die überall brannten, gaben gerade so viel Licht, daß sich Will orientieren konnte, und als er das Ende des Gewölbes erreichte, sah er eine Tür. In diesem Schloß schien es von Türen, Geheimgängen und Verstecken nur so zu wimmeln.
Will Mallmann schaute sich die beiden rostigen Riegel an, nahm seine Walther und hämmerte mit dem Griff gegen die Riegel.
Er konnte den ersten zurückschieben und schaffte auch den zweiten innerhalb einer Spanne von wenigen Minuten.
Der Weg war frei!
Kommissar Mallmann zog die Tür vorsichtig auf. Kühle, modrige Luft drang ihm entgegen. Dieser Trakt des Schlosses schien sehr gefährlich zu sein, zumindest unheimlicher und älter als der, in dem er sich

zuerst aufgehalten hatte.
Will Mallmann konnte nicht wissen, daß er sich dort befand, wo vor über 300 Jahren ein junger Mann namens Karel Marek den Herrscher dieser Burg durch einen ins Herz gestoßenen Pfahl getötet hatte.
Doch er spürte die Atmosphäre, merkte das Unheimliche, das hinter der Tür lauerte.
Leider trug er keine Taschenlampe bei sich, und so ließ er die Tür offen, damit wenigstens Licht aus dem Gewölbe in das Verlies hineinfiel.
Will Mallmann wagte sich auf Zehenspitzen weiter vor und sah einen Sarg. Im ersten Augenblick erschrak er heftig, dann huschte er zurück und zog die Tür weiter auf, damit mehr Licht in das unheimliche Verlies fiel.
Jetzt sah er den Sarg deutlicher.
Er mußte uralt sein. Das Holz zeigte Spuren des Alters, aber es hatte gehalten, auch die langen Jahre hatten den Sarg nicht so angegriffen, daß er ineinandergefallen war. Demnach mußte er wirklich aus gutem Material bestehen.
Eine dicke Staubschicht lag auf dem Sarg. Sie war mit Spinnweben durchsetzt, und zahlreiche lange Fäden zitterten auch an den Wänden des Verlieses.
In einer Ecke lag Gerümpel. Altes Holz, das längst nicht die Qualität des ersten Sarges aufwies und deshalb längst verfault war.
Zudem sonderte es einen widerlichen Geruch ab. Will Mallmann rümpfte die Nase.
Dann wurden seine Augen groß, denn er sah zudem eine Treppe, die aus dem Verlies in die Höhe führte. Die Stufen waren ziemlich steil, zum Teil sehr brüchig und ebenfalls mit einer fingerdicken Staubschicht bedeckt.
Wohin führte diese Treppe?
Mallmann dachte nach. Er hatte praktisch zwei Schlösser in einem kennengelernt. Oder zumindest zwei Trakte. Einen etwas besser erhaltenen Teil und einen sehr alten, der sicherlich noch aus der Gründungszeit stammte.
Der Sarg interessierte den Kommissar am meisten. Was verbarg er? Einen Toten, eine Mumie? Oder einen Vampir? Der Kommissar glaubte an die letzte Möglichkeit. Wenn er den Deckel abhob, dann sah er sicherlich einen Blutsauger.
Will dachte an seine mit Silberkugeln geladene Waffe. Damit konnte er sich diese Unholde schon vom Leib halten, und warum sollte er nicht versuchen, den Sarg zu öffnen? Vieles wäre damit gerettet und der Fall vielleicht gelöst.
So dachte der Kommissar und ging neben dem Sarg in die Knie, wobei er Ober- und Unterteil im schwachen Schein seines Feuerzeuges

genau untersuchte.

Zusammengenagelt waren die beiden Teile nicht, das erkannte Will Mallmann direkt, sie waren nur aufeinandergelegt worden, wobei Ober- und Unterteil luftdicht schlossen.

Ja, das war zu schaffen.

Will erhob sich. Er stellte sich so, daß sich der Sarg zwischen seinen zum halben Spagat aufgestellten Beinen befand, und legte beide Hände um den Deckel.

Da hörte er ein Geräusch!

Sofort zuckte Will zurück. Er erkannte auch die Quelle des Geräuschs. Es war dort aufgeklungen, wo auch die schmale Treppe endete.

Jemand kam!

Der Kommissar mußte sein Vorhaben verschieben, was ihm überhaupt nicht paßte.

Er huschte bis zur Tür zurück und zog sie so weit zu, daß es in diesem Verlies wieder stockfinster war.

Dann wartete er.

Ein schwacher Lichtschein fiel die Stufen hinab, und Will sah die Ausläufer der Helligkeit bis in das Verlies hier unten dringen.

Er hörte Schritte!

Von Sekunde zu Sekunde wurden sie stärker, weil eine Person die Stufen hinunterschritt. Und auch die Helligkeit nahm zu. An ihrem rötlichen Schein erkannte der Kommissar, daß das Licht von einer brennenden Fackel gespendet wurde.

Es tanzte unregelmäßig auf und nieder, je nachdem, wie sich der Fackelträger bewegte.

Er ging vorsichtig die Treppe hinab. Kleinere Steine rollten vor ihm her.

Will wagte kaum zu atmen.

Dann erschien der Mann.

Er hielt die Fackel in der rechten Hand und in der linken zwei Flaschen an ihrem schmalen Hals fest. Zielstrebig schritt er auf den Sarg zu und stellte die Flaschen ab.

Dabei drehte er sich, und der Lichtschein traf sein Gesicht.

Mallmann wußte, wer der Kerl war.

Fariac!

Ein Vampir? Hatte er hier einen Vampir vor sich? Will wollte sich schon bemerkbar machen, doch irgend etwas hielt ihn zurück. Es war wohl die berufliche Neugierde, denn Fariac erschien ja nicht ohne Grund in diesem alten Verlies. Er verfolgte einen bestimmten Plan. Und er tat das, was der Kommissar nicht hatte in Angriff nehmen können, weil er gestört worden war.

Fariac versuchte, den Deckel des Sargs hochzuhieven. Auch er stellte

sich breitbeinig auf, umfaßte das obere Teil und hievte es langsam in die Höhe.

Es gab ein schmatzendes Geräusch, als sich das Oberteil vom unteren löste und die Luft nachfloß. Fariac nahm den schweren Deckel und stellte ihn hochkant gegen die Wand.

Dann lachte er leise. Er war wohl erfreut darüber, den ersten Teil geschafft zu haben.

Neben dem Sarg blieb er stehen und schaute hinein. Auch Mallmann wollte einen Blick in die Totenkiste werfen, sie stand jedoch so ungünstig, daß er es nicht schaffte. Und vorzugehen, traute er sich nicht. Er war schon froh, daß er nicht entdeckt worden war.

Jetzt bückte sich Fariac, nahm die erste Flasche und zog mit einem »Plopp« den Gummistopfen hervor.

Mit der zweiten Flasche geschah das gleiche.

Dann nahm er eine in die rechte, die andere in die linke Hand und kippte sie langsam herum. Fariac goß eine dunkle Flüssigkeit in den Sarg.

Will Mallmann roch es. Und er kannte nur eine Flüssigkeit, die solch einen Geruch verströmte.

Blut!

Dem Kommissar wurde klar, daß er Zeuge einer finsteren Beschwörung war, und seine Aufregung steigerte sich. Wer würde aus diesem Sarg entsteigen?

Gordon Fariac hatte die beiden Flaschen bis auf den letzten Tropfen geleert und stellte sie wieder ab. Im nächsten Augenblick setzte im Sarg die von Fariac erhoffte Reaktion ein.

Es begann zu brodeln und zu kochen. Dämpfe stiegen hoch und quollen über den Rand des Sargs wie ein dicker, grüngelber Nebel.

Es zeigten sich auch rötliche Schlieren darin, und Will Mallmann machte sich ganz klein, als er die nach Blut riechenden Wolken aus dem Sarg kriechen sah.

Sie trieben auf ihn zu, und es wurde ihm übel. Am liebsten wäre er weggelaufen und hätte sich übergeben, aber fasziniert blieb er hocken, da er den Mann weiter beobachten wollte.

Die Fackel hatte Fariac in eine Halterung gesteckt. Sie beleuchtete die makabre Szene.

Fariac schritt um den Sarg herum. Beide Arme hatte er erhoben.

Er schaute in den Sarg hinein und begann Worte zu sprechen.

»Staub bist du geworden, und als Staub hast du all die Jahre verbracht. Doch das Blut meiner Opfer, gemischt mit dem Atem der Hölle, soll dich, Bruder, wieder aus dem Schlaf des Vergessens reißen. Der Mann, der dich damals getötet hat, lebt nicht mehr. Aber es lebt der, der dabeigewesen war. Er wird wieder in seine Zeit zurückkehren, und mein Urteil steht bereits fest: Tod!«

Will überlegte fieberhaft. Von wem konnte dieser Fariac sprechen? Wer war mit dem Mann gemeint, der in seine Zeit zurückwollte? Sollte das vielleicht John Sinclair gewesen sein?

Der Mann sprach weiter. Er war jetzt am Kopfende des Sarges stehengeblieben und hatte seine Arme ausgestreckt, so daß die Hände über dem offenen Unterteil schwebten.

»Bruder!« rief er in den Sarg hinein. »Lange genug habe ich auf dich gewartet. Doch nun ist die Zeit gekommen. Du sollst wieder leben. Deine Asche wird mit dem Geist des Blutes angefüllt, dem Lebenssaft meiner Opfer, der dir die Kraft geben kann, dich aus den Tiefen der Verdammnis zurückzuholen. Zu Staub bist du geworden, Bruder. Aus dem Staub sollst du erstehen.«

Will Mallmann war von dieser Szene fasziniert. Aus weit aufgerissenen Augen starrte er dem Beschwörer entgegen. Er stand direkt vor der Fackel, dessen Flamme geisterhaft auf- und niederzuckte und seine Erscheinung noch schauriger aussehen ließ.

Die tanzenden Schatten machten sein Gesicht zur Fratze, es schien im Widerschein des Höllenfeuers zu schillern, und aus dem Sarg drang plötzlich ein langgezogenes, tiefes Stöhnen.

So schaurig, daß Will eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Dem Stöhnen folgte ein Seufzen, das direkt aus der Dampfwolke zu kriechen schien. Dann sah Will Mallmann die beiden Hände, die sich um den Sargrand klammerten.

Bleiche, knochige Finger. Lang und spitz mit gefährlichen Nägeln, die wie kleine Messer wirkten.

»Bruder«, ertönte Fariacs Stimme. »Bruder, steige aus deinem Gefängnis und komme zu mir. Denn ich, ich allein habe deine Opfer geholt. Sie sollen dich stärken. Ihr Blut kocht bereits in den Adern. Es wird dir die Kraft geben, die du brauchst!«

Der Vampir kam.

Aus der Asche war er entstanden, durch eine unheilige Beschwörung ins Leben gerufen.

Ein Kopf erschien. Will Mallmann sah das bleiche, blutleere Gesicht, das selbst der Fackelschein kaum erhellen konnte. Scharf und spitz traten die Wangenknochen hervor, die Pupillen wirkten wie glanzlose, dunkle Punkte.

Dieser Vampir war ausgemergelt. Er lechzte nach Blut, um Kraft zu bekommen.

Davon war genug vorhanden.

Will Mallmann dachte an die Menschen, die sich in dem Schloß aufhielten. Sie hatten soviel Blut, daß der neugeschaffene Vampir sein Leben fortführen konnte.

Er kniete im Sarg!

Ganz in Schwarz war er gekleidet, nur das Haar zeigte eine graue

Farbe. Strähnig hing es zu beiden Seiten des Kopfes hinab. Der Mund des Blutsaugers war verkniffen, und mit einem Ruck stand der Vampir auf.

Er schaute sich um.

Fariac lächelte.

Da sagte der Vampir: »Bruder, der du mich gerettet hast. Ich rieche etwas…«

»Was riechst du?« fragte Gordon Fariac. Er lächelte jetzt, zog seine Oberlippe weit zurück, und nun sah Will Mallmann auch bei ihm die beiden spitzen Eckzähne.

Der Fabrikant war ebenfalls ein Blutsauger!

Was Will befürchtet hatte, das bestätigte sich nun! Er hatte es also mit zwei Gegnern zu tun.

»Was riechst du?« fragte Gordon Fariac.

»Blut«, flüsterte der neu Erschaffene, »ich rieche Blut!«

»Ja, es ist das alte Blut, das ich aufbewahrt habe…«

»Nein, das meine ich nicht. Ich rieche frisches Blut. Hier muß es frisches Blut geben. Jemand ist…« Er richtete sich hoch auf und schaute sich um.

Will Mallmann erschrak. Hart schluckte er. Dieser Vampir hatte tatsächlich festgestellt, daß sich noch jemand innerhalb des Verlieses befand. Und damit konnte nur er gemeint sein.

Der Kommissar überlegte. Sollte er verschwinden, oder sollte er sich stellen?

»Bruder!« tönte wieder die rauhe Stimme. »Es ist jemand hier. Ich spüre seine Nähe…«

Da reagierte der Kommissar.

Will Mallmann richtete sich auf und zog gleichzeitig seine mit Silberkugeln geladene Pistole.

»Ja, ich bin hier«, sagte er und trat drei Schritte vor…

***

Die beiden Vampire sagten erst einmal nichts. Besonders Gordon Fariac war völlig überrascht. Er brachte keinen Laut hervor, sondern starrte Mallmann nur an.

Das war wirklich eine Überraschung.

Will zielte auf ihn, und die Waffe zitterte nicht in seiner Hand, obwohl der Kommissar innerlich kochte.

»Wer sind Sie?« sprach Fariac ihn an.

»Kommissar Mallmann!«

»Und wo kommen Sie her?«

»Ich war im Schloß.«

Fariac gab keine Antwort. Will ahnte, welche Gedanken sich hinter seiner Stirn bewegten, und er sagte: »Ihr Diener hat mich nicht

aufhalten können. Ich habe ihn getötet. Mit Silberkugeln, wenn Sie verstehen, was ich meine. In dieser Waffe, Fariac, sind genügend Kugeln, um euer unseliges Leben zu vernichten!«

»Und ich habe ebenfalls noch ein paar Überraschungen für euch auf Lager«, ertönte aus dem Dunkeln eine Will Mallmann sehr gut bekannte Stimme.

Bill Conolly stand dort auf der schmalen Treppe. Er hatte sich wirklich unhörbar angeschlichen. Eine wahre Meisterleistung, wie Mallmann anerkennend zugeben mußte.

Gordon Fariac drehte den Kopf. »Der Reporter!« stieß er haßerfüllt hervor.

»Ja, der Reporter«, erwiderte Bill. »Auch ich bin gekommen, um euch zu vernichten!«

Plötzlich lächelte Will. Er fühlte sich auf einmal verdammt wohl.

Die beiden Blutsauger wurden von zwei Waffen bedroht. Sie standen im Kreuzfeuer und hatten keine Chance, ihnen zu entkommen.

»Ich wußte es doch«, sagte Fariac II. »Ich wußte, daß etwas passieren würde. Du hast dir einen sehr schlechten Zeitpunkt ausgesucht, um mich zu wecken!«

»Noch ist nichts verloren«, erwiderte Gordon Fariac und ballte seine Hände.

»Wer sollte euch noch retten?« erkundigte sich Will Mallmann.

»Das werden wir sehen, Kommissar!«

Dann ertönte Bills Stimme. Und sie zitterte vor Ungeduld. »Wo befindet sich John Sinclair?«

»Wer?« fragte Fariac.

»Willst du die Kugel jetzt schon haben?« schrie der Reporter ihn an. »Ich will wissen, wo John Sinclair steckt. Du hast doch vorhin über ihn gesprochen. Habt ihr ihn in eine andere Zeit verschleppt?«

Jetzt lachte Fariac. »Ja, es ist möglich. Aber da weiß mein Bruder besser Bescheid. Nicht wahr?«

Fariac II drehte sich langsam zu Bill Conolly um. Und der Reporter nutzte die Chance – er kam näher.

Zwei Schritte vor dem Vampir blieb er stehen, allerdings so, daß er sich nicht in Mallmanns Schußlinie befand. »Rede, Blutsauger. Sag mir, wo sich John Sinclair befindet?«

»Er wollte mich töten!«

»Wann?«

»In einer anderen Zeit.«

»Hat er es geschafft?« Bills Stimme zitterte vor Spannung.

»Nein«, lautete die Antwort. »Er konnte nicht in das Rad der Geschichte eingreifen. Er hat mich nicht getötet.«

»Wer dann?«

»Marek!«

Bill Conolly zuckte zusammen. Natürlich war ihm der Name Marek ein Begriff. »Der Pfähler?« fragte er.

»Weiß ich nicht.«

»Wie hieß er mit Vornamen?«

»Karel.«

Nein, das war nicht der Marek, den Bill meinte. Der hieß Frantisek, aber Marek gab es viele…

»Der hat Sie also getötet«, stellte der Reporter fest. »Und was hat John Sinclair damit zu tun?«

»Er hat meine Dienerinnen auf dem Gewissen.«

»Hat er sie umgebracht?«

»Ja.«

»Es waren Vampire?«

»Genau.«

Der Reporter wollte endlich wissen, was mit seinem Freund John Sinclair geschehen war. »Rede!« schrie er den Vampir an. »Was habt ihr mit John gemacht?«

Da lächelte Fariac II und schaute seinen Bruder an. Der fühlte sich aufgefordert, das Wort zu übernehmen. »Sinclair lebt noch. Aber ich, ich habe ihm etwas versprochen. Als ich merkte, daß mein Bruder damals starb, sprach ich das Todesurteil über John Sinclair aus. Und ich werde den Schwur halten, den ich geleistet habe. John Sinclair wird durch mich sterben. Ich bin ebenfalls uralt. Sinclair hat es nicht geschafft, mich zu töten.«

Bill Conolly lachte kalt. »Das erlebst du gar nicht, Blutsauger. Mein Freund Will Mallmann und ich werden dich endgültig vernichten und eure Asche in alle Winde verstreuen!«

»Du kannst es versuchen«, sagte Gordon Fariac, »aber dann werdet ihr John Sinclair nicht wiedersehen. Er bleibt ein Gefangener seiner Zeit.«

»Willst du ihn zurückholen?« fragte Bill spöttisch.

»Ja.«

»Und wie?«

»In dem ich eine magische Verbindung aufstelle«, sagte Fariac.

»Ich nehme nur einen Zeitaustausch vor, das ist alles, denn John Sinclair befindet sich in diesem Verlies…«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Bill.

»Doch, du kannst ihn nur nicht sehen.«

»Und warum nicht?«

»Weil er sich in einer Zeit herumtreibt, die über 300 Jahre zurückliegt, aber er sucht verzweifelt nach einem Ausweg aus der Zeitfalle…«

***

Ich suchte wirklich nach einem Ausweg aus der Falle. Mit Karel Marek hatte ich darüber gesprochen, doch er hob nur die Schultern.

Einen Rat oder Ausweg wußte er auch nicht, denn für ihn war das Ganze immer noch unerklärlich.

Er würde auch in seiner Zeit bleiben, dort heiraten, einen Sohn zeugen und ihm später dem Vampirpfahl vererben. Ich war sicher, daß alles so ablaufen würde. Aber ich konnte mich nicht in den Lauf der Geschichte einmischen – es mußte einen Ausweg geben!

»Ich weiß es nicht, John«, sagte Karel Marek. Wir standen in dem Raum, wo auch der Kampf gegen die Vampirfrauen stattgefunden hatte. »Du wirst wohl bleiben müssen.«

Heftig schüttelte ich den Kopf. »Niemals, Karel. Ich gehöre nicht in diese Zeit, wirklich nicht. Ich kann bei euch nicht leben. Ich bin ein moderner Mensch. Das hier ist – Steinzeit, ja?«

»Was ist das?«

Ich winkte ab. »Vergiß es.«

Wie ich es auch drehte und wendete – es war schlicht be…scheiden!

Im Schloß war man uns nicht mehr feindselig begegnet. Mir schien es, als wäre von den Menschen ein Bann oder ein Fluch genommen worden. Sie standen uns positiv gegenüber und boten uns Speisen und Getränke an.

Wir aßen.

Aber meine Unruhe konnte ich nicht verbergen. Sie wurde von Minute zu Minute stärker.

Wie kam ich hier weg?

Ich wußte es nicht, noch nicht. Wir sprachen noch einmal mit den Menschen im Schloß, auch sie wußten keinen Ausweg. Sie starrten mich sowieso an wie ein Wunder und konnten nicht begreifen, daß ich überhaupt da war.

Karel aß mit gutem Appetit. Er hatte die Ereignisse der letzten Stunden einigermaßen überwunden, auch den Tod seiner Schwester, an der er besonders gehangen hatte. Ich war froh darüber.

Neben dem jungen Marek nahm ich Platz. Karel hielt die Keule einer Gans in der rechten Hand. Herzhaft biß er hinein, das Fett rann an seinem Kinn hinab. Er hatte auch beim Wein kräftig zugelangt und schaute mich jetzt an.

»Bleib hier«, sagte er zwischen zwei Bissen. »Wir beide könnten den Kampf gegen die Feinde aufnehmen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Es geht nicht, Karel. Wirklich nicht.«

»Versuch es.«

Was hatte es für einen Zweck, mit ihm über die Zeiten zu diskutieren? Er mußte am Leben bleiben, ich wollte zurück und klopfte ihm auf die Schulter. »Ich sehe mich noch einmal in dem

Verlies um, wo sein Sarg steht.«

Karel schaute mich an. »Ist das ein Abschied?« fragte er, und seine Stimme klang rauh.

»Vielleicht. Wieso?«

»Ich weiß nicht. Es ist ein Gefühl…« Er blickte zu Boden.

»Nein, ich komme wieder«, sagte ich und schlug ihm auf die Schulter, obwohl ich nicht so davon überzeugt war. Denn ich spürte eine innerliche Unruhe. Sie hatte sich in den letzten Minuten verstärkt. Irgend etwas trieb mich in den Keller.

Allein schritt ich dem Verlies entgegen.

Die Stille fiel mir auf. Ich blieb dort stehen, wo sich der Thron des Vampirs befand.

Er war leer.

Staub lag auf dem Boden. Die Reste der Vampirinnen. Wir hatten wahrlich aufgeräumt und die Brut vernichtet.

Die Tür zur Grabkammer des Vampirs stand noch offen. Ich schritt die steile Treppe hinunter.

Den modrigen Geruch kannte ich schon. Dann erreichte ich das Ende der Treppe, schaute in das Verlies und sah die Kreuze, die wir aufgestellt hatten.

Die meisten lagen am Boden. In dem wilden Zweikampf zwischen Karel und dem Grafen Fariac waren sie umgekippt.

Vor dem Sarg blieb ich stehen.

Da merkte ich es wieder.

Etwas war anders geworden. Die Atmosphäre hatte sich verändert, verdichtet. Ich spürte es deutlich, eine Gänsehaut rann über meinen Rücken.

Ich schaute auf mein Kreuz, das nach wie vor an meiner Brust hing. Es sah völlig normal aus. Es gab kein Zeichen ab, daß etwas Böses lauerte.

Plötzlich verschwammen die Wände vor meinen Augen. Sie bewegten sich auf und nieder, und ich spürte an meinem Körper ein gewaltiges Ziehen. Unsichtbare Hände schienen nach mir greifen zu wollen. Ich starrte auf den Sarg, sah plötzlich den Umriß eines Menschen, der am Kopfende der Totenkiste stand, sah die beiden spitzen Zähne und auch noch einen zweiten Vampir.

Beide glichen sich.

Die Fariac-Brüder!

Aber sie waren doch tot oder sollten es zumindest sein. Ich wischte mir über die Augen und bemerkte ein verändertes Bild, als ich die Hand wieder fallen ließ.

Da waren noch zwei Personen im Raum.

Bill Conolly und Will Mallmann!

Wieso? Wie kamen sie hierher – in diese Zeit? Sie mußten doch

woanders sein, in einer anderen…

Meine Gedanken stockten. Plötzlich war ein Brausen in meinem Hirn, ich fühlte mich vom Boden hochgehoben und gleichzeitig nach vorn geschoben.

Ich fiel…

Festhalten konnte ich mich nicht. Da war nichts, das ich greifen konnte.

Schluß, vorbei…

Ich fiel weiter, sah den Boden auf mich zukommen, doch tatsächlich kippte ich ihm entgegen, und plötzlich war der Boden unter mir verschwunden.

Ich schwebte im luftleeren Raum.

Zwischen den Dimensionen, den Zeiten…

Es war ein unbeschreibliches Gefühl. Ich bekam meinen eigenen Körper nicht mehr unter Kontrolle, fremde Kräfte zerrten an ihm, stießen ihn von einer Seite zur anderen, hoben ihn hoch, warfen ihn wieder zurück in ein tiefes Loch, das keinen Boden hatte, wo ich mich abstützen konnte.

Ich war zu einem willenlosen Bündel geworden, mit dem die fremden, nicht kontrollierbaren Kräfte machten, was sie wollten. Irgend etwas drückte gegen meinen Schädel, ich wollte schreien, brachte keinen Laut hervor, sondern fiel weiter.

Tiefer, immer tiefer…

Seltsamerweise funktionierte mein Denkapparat noch. Ich hatte das Gefühl, das wohl jeder kennt, wenn er gerade eingeschlafen ist, plötzlich fällt und dann heftig zusammenzuckt.

So erging es mir.

Aber ich fiel weiter…

Dann war ein gewaltiges Brausen um mich herum, ich hörte auf einmal Stimmen, die das Brausen übertönten, sah wieder die beiden Vampire und auch meine Freunde…

Ich wollte die Arme ausstrecken und nach ihnen greifen, doch sie verschwanden. Kopfüber schoß ich nach vorn. Die Kette, an der mein Kreuz hing, rutschte von meinem Kopf, fiel in die Tiefe, ich sah, wie sie sich überschlug und verschwand.

Dann war es plötzlich aus.

Eine grelle Explosion – Schluß.

Die Tiefe fraß mich!

***

### Gegenwart

Der Killer im roten Umhang schlich in das Labor. Er hatte es plötzlich sehr eilig, denn er mußte seinen Auftrag durchführen.

Morden!

Jemand war in das Labor eingebrochen. Ein gedrungen wirkender Mann in dunkler Lederkleidung. Er war allerdings nicht allein gewesen, doch seine Begleiterin hatte er neben dem Motorrad zurückgelassen. Auch sie wollte der Mörder umbringen, doch durch einen unwahrscheinlichen Glücksfall war sie seinem Messer entgangen. Sie lag jetzt bewußtlos neben der Maschine, und der Killer wollte sich später um die Frau kümmern. Sie würde ihm nicht entkommen.

Er kicherte.

Mit traumwandlerischer Sicherheit fand er sich zurecht. Er würde jeden töten, der sich ihm in den Weg stellte. Das hatte ihm der Graf aufgetragen. Und er tat das, was Fariac sagte. Er war der Meister, er war sein Herr.

Vor Jahren hatte er ihn aus einem Zirkus geholt, wo die Leute ihn nur den dummen Zwerg nannten und ihn auslachten. Fariac lachte ihn nicht aus, er nahm ihn mit, gab ihm Geld und übertrug ihm die Aufgabe, aufzupassen.

Der Zwerg nahm sie sehr ernst. Er tötete jeden, der dem Meister Schaden zufügen wollte.

Wie auch dieser Einbrecher.

Lautlos huschte der Zwerg durch die Eingangshalle. Sein faltiges Gesicht war verzerrt, Speichel lief aus seinen Mundwinkeln, in den Augen glitzerte der Wille zum Töten.

Dann stand er im Labor. Das Messer hatte er unter seinem Umhang verborgen. Den trug er immer noch. Ein Mitbringsel aus dem Zirkus, eine Erinnerung an die miese Zeit.

Er wollte ihn auch nicht ablegen, denn wenn er ihn anhatte, fiel ihm das Töten leichter.

Vor dem Labor blieb er stehen. Er brauchte keine Lampe, seine Augen waren so scharf, daß er fast im Dunkeln sehen konnte. Zudem kannte er hier jeden Stein.

Er nahm den mittleren Weg, den zwischen den beiden größten Labortischen. Seine Kutte wehte, wenn er sich schneller voranbewegte, sie streichelte an den Tischseiten vorbei und berührte auch den Boden.

Längst hatte der Zwerg gesehen, daß die Tür zu dem verbotenen Raum weit offenstand.

Dort durfte niemand rein, und wer es dennoch tat, war des Todes. Der mußte einfach sterben.

Wie der Einbrecher.

Der Zwerg atmete durch seine breite Nase. Die Nüstern blähten sich dabei auf, so als würde ein Tier die Witterung des Opfers aufnehmen. Und als Tier fühlte er sich auch.

Jetzt stand er an der Tür.

Der Einbrecher war sehr unvorsichtig. Er hatte sogar eine Taschenlampe eingeschaltet und leuchtete die Wand ab, wo sich das Mosaik befand. Der Herr liebte es sehr, niemand sollte ihm zu nahe treten und es berühren. Das war ein Frevel, der nach Sühne verlangte.

Nach dem Tod…

Die Gedanken des Zwergs drehten sich nur um Mord. Mit etwas anderem konnte er sich gar nicht beschäftigen. Seine Gedankenwelt war pervertiert.

Er schlich weiter.

Dann bewegte er seinen rechten Arm und holte das Messer unter dem Gewand hervor.

Die Klinge war sehr lang und beiderseitig geschliffen. Auf sie konnte er sich verlassen.

Das Messer war sein einziger Freund…

Der Kerl am Mosaik merkte nichts. Er bewegte seine Hand hin und her, wobei er die Wand ableuchtete.

Und Suko dachte wirklich nicht an eine Gefahr. Er hatte Shao bewaffnet zurückgelassen, sie würde ihn schon warnen.

Deshalb untersuchte er in aller Ruhe die geheimnisvolle Wand.

Er tastete über die kleinen Steinchen, doch im Gegensatz zu mir sank Suko nicht ein.

Bei ihm blieb die Wand normal.

Der Chinese war leicht frustriert. Er hatte gedacht, das Rätsel lösen zu können, doch dem war nicht so. Nach wie vor war er so klug wie zu Beginn.

Was tun?

Suko wandte sich um.

Im selben Augenblick sprang der Zwerg vor. Er befand sich jedoch noch so weit von dem Chinesen entfernt, daß er ihn auch nicht mit seinem Messer erreichen konnte.

Dafür blendete ihn der Strahl, und der Zwerg mußte seine Augen fest schließen.

Suko grinste. »He, wer bist du denn, Kleiner?« rief er und ließ sich auch von dem gezückten Messer nicht beeindrucken. »Willst du mir etwa Angst machen?«

Der Zwerg zischte einen Fluch. Er drehte das Messer, so daß die Spitze jetzt nach oben zeigte.

Schlagartig wurde Suko ernst. Plötzlich fiel ihm Shao ein. Wenn sie ihn nicht gewarnt hatte und der Zwerg trotz ihrer Wache das Labor betreten konnte, dann hieß das…

Suko stürmte vor. Er achtete nicht mehr auf das Messer und unterschätzte auch den Zwerg.

Der stach zu.

Die Klinge blitzte nur einmal kurz auf und fuhr dann durch Sukos

Unterarm.

Der Chinese stöhnte auf. Blut schoß aus der Wunde, und der Schmerz fraß sich sekundenschnell weiter.

Der Zwerg lachte. Er sah die Schwäche seines Gegners und griff sofort an.

Schräg wollte er mit seinem gefährlichen Messer zuschlagen, aber Suko tauchte zur Seite, und der Hieb verfehlte ihn. Dafür hackte die Klinge gegen den Steinboden, wo sie Funken warf.

Sofort wirbelte der Zwerg wieder herum. Er war ungeheuer schnell, und er hatte Kräfte, die man ihm kaum zutraute, wenn man ihn so anschaute.

Suko wich zurück.

Sein linker Arm schien in Flammen zu stehen, so sehr schmerzte die Wunde. Das Blut rann vor bis zur Hand und hatte die Finger bereits getränkt.

Ein anderer wäre vielleicht ohnmächtig geworden, nicht so der Chinese. Er hielt sich tapfer. Ihn warf auch solch eine Verletzung nicht aus der Bahn, schließlich war er unter anderem geschult worden, Schmerzen zu ertragen.

Der Zwerg war nicht mehr zu halten. Er beherrschte sein Messer meisterhaft. Er führte Kreuzschläge durch, und die Klinge blitzte vor Sukos Augen immer wieder auf.

Der Chinese wich zurück.

Der Zwerg folgte.

Er kicherte dabei, stieß Speichel aus, der dem Chinesen ins Gesicht sprühte.

Das gefiel Suko gar nicht.

Urplötzlich ging er den Zwerg an.

Suko wuchtete seinen Körper dem Gegner entgegen, das rechte Bein hielt er dabei ausgestreckt, und der gefährliche Zwerg nahm den Tritt voll.

Er wurde zurückgeschleudert und überschlug sich mehrere Male, als er am Boden lag.

Fast hätte man meinen können, er würde sich sein eigenes Messer in den Leib stoßen, doch mit wahrhaft artistischer Geschicklichkeit kam er wieder auf die Beine.

Unverletzt!

Er lachte. Kreischend hallte sein widerliches Lachen durch den Raum. Suko packte ihn.

Damit hatte der Zwerg nicht gerechnet. Der Chinese war ungeheuer schnell, er vergaß auch seinen rechten Arm und wuchtete den kleinen Mann hoch, und bevor dieser mit seinem Messer zustechen konnte, schleuderte Suko ihn quer über einen Labortisch.

Der Tisch war nicht leer.

Wie ein Besen, so fegte der kleine Mensch die Flaschen, Kolben und Brenner von der Platte. Mit seinen schlagenden Armen räumte er noch das Mittelregal leer, wo die zahlreichen Säure- und Laugenflaschen standen.

In einem gewaltigen Regen von Gegenständen fiel der heimtückische Killer an der gegenüberliegenden Seite des Labortisches zu Boden, wobei die Laborgeräte über seinen Körper stürzten.

Die Verschlüsse sprangen von den Flaschen ab. Säuren und Laugen gluckerten aus den Gefäßen und trafen nicht nur den Boden, sondern auch den kleinen Killer.

Der Zwerg schrie.

Wo Säuren und Laugen zusammenkamen, bildeten sich Dämpfe, die sich langsam ausbreiteten, während der Gnom sich verzweifelt über den Boden rollte und eine Hand vor sein Gesicht gepreßt hielt.

Mit der anderen, der Messerhand, schlug er um sich.

Suko suchte Wasser. Er wollte dem Mörder helfen, dann hörte er ein Gurgeln und Stöhnen.

Sofort lief er dorthin, wo sich der Gnom befand.

Er lebte nicht mehr.

Der Zwerg hatte sich in seinem Wahn selbst getötet. Die Schmerzen waren eben zu groß gewesen, denn eine Säureflasche hatte ihren Inhalt über sein Gesicht ergossen.

Schaudernd wandte sich der Chinese ab. Erst jetzt spürte er seine Verletzung, aus der nach wie vor das Blut rann. Suko holte ein Taschentuch hervor, zog die Lederjacke aus und versuchte, die Blutung notdürftig zu stillen.

Es gelang ihm kaum.

Wankend verließ er das Labor. In der Eingangshalle atmete er tief durch. Jetzt dachte er auch wieder an Shao, lief schnell nach draußen und sah die umgestürzte Maschine.

Ein Eissplitter schien ihm ins Herz zu fahren. Er hatte große Angst um Shao, rannte hin und sah sie am Boden liegen.

Sie war nicht tot, denn sie schlug soeben die Augen auf. »Suko«, flüsterte sie.

»Kind – Shao – was ist?«

»Ich – ich – hast du ihn erwischt?«

»Ja.«

»Und?«

»Er ist tot.«

»Mein Gott.«

Shao richtete sich auf. »Fast hätte er mich auch geschafft. Mein Helm hat mich gerettet.« Suko schaute ihn an und sah, daß der Lack verkratzt war.

Shao hatte wirklich Glück gehabt. Plötzlich aber sah sie Sukos

Verletzung.

»Himmel, was ist geschehen?«

»Nur ein Kratzer.«

»Nein.« Shao schüttelte den Kopf. »Das ist kein Kratzer, sondern eine schwere Verletzung. Du mußt zu einem Arzt und ins Krankenhaus. Du mußt wirklich…«

»Unsinn. Hol mal die Apotheke hervor.« Gemeinsam richteten sie die schwere Maschine wieder auf, wobei Suko nur einen Arm gebrauchen konnte. Dann stand die Harley.

Shao holte die Notapotheke aus einem der Behälter und zog den Reißverschluß auf.

Sie fanden Verbandmull und auch Jod, um die Wunde zu desinfizieren. Der Chinese verzog keine Muskel, als die Flüssigkeit auf die Wunde gepinselt wurde.

»Hast du denn was erreicht?« fragte Shao und suchte das größte Pflaster hervor.

»Nein.«

Shao klebte das Pflaster fest und wickelte auch einen Verband um den Arm. »Zum Glück nur eine Fleischwunde«, erklärte sie.

»Ich habe keine Spur von John gefunden. Nur ein seltsames Mosaik.« Suko erzählte die Geschichte.

»Und hast du eine Erklärung?«

»Nein, Shao. Ich weiß leider nicht, was hier gespielt wird. Aber es ist verdammt schlimm.«

Die Chinesin nickte. »Kannst du denn fahren?« wollte sie wissen.

»Das mußt du übernehmen.«

Shaos Augen wurden groß. »Ich?«

»Nein, nein, laß mal, ich versuche es schon.« Suko setzte sich auf seinen schweren Feuerstuhl. Er kickte die Maschine an und fuhr los.

Selbst ein Mann wie Suko mußte die Zähne zusammenbeißen, denn er spürte jedes Schlagloch.

Nach mühevoller Fahrt erreichten sie das Yard Building, wo noch zahlreiche Fenster erleuchtet waren. Sie stellten die Harley auf dem Parkplatz ab, und als Suko endlich absteigen konnte, wurde ihm schwindlig.

Er fing sich wieder und grinste verzerrt, als er Shaos ängstliches Gesicht sah. »Wir müssen zu Sir James.«

Der Superintendent war nicht in seine Wohnung gefahren, sondern im Yard geblieben.

Er hatte nur sein Jackett ausgezogen und lag auf einer schmalen Couch. Als Suko und Shao das Zimmer betraten, stand er auf.

»Und?«

Beide hoben die Schultern. »Nichts, Sir«, erklärte der Chinese, »keine Spur von John Sinclair.«

Powell starrte zu Boden. Er hatte seine Hände geballt. »Bill Conolly hat auch noch nichts von sich hören lassen. Langsam mache ich mich mit dem Gedanken vertraut, daß wir John nicht mehr wiedersehen. Oder wie denken Sie darüber, Suko?«

»Ähnlich, Sir, sehr ähnlich.«

***

Bill Conolly und Will Mallmann standen wie erstarrt in dem finsteren Verlies.

Sie konnten ihre Blicke einfach nicht von dem wenden, was sich vor ihnen abspielte.

Mitten in dem Verlies war ein Bild entstanden. Ein dreidimensionales, wie bei einem Hologramm. Sie sahen Szenen aus der Vergangenheit, sahen John Sinclair, wie er in dem Verlies stand, auf den Sarg starrte und plötzlich verschwand.

Er war in einen Zeitwirbel geraten.

Aber auch Bill und Kommissar Mallmann erging es nicht viel anders. Sie bekamen es ebenfalls zu spüren, wie sie in den Strudel der Zeit gerieten.

Alles drehte sich vor ihren Augen, die beiden hatten das Gefühl zu fallen, und in der Tat kippte Bill Conolly plötzlich nach vorn. Er dachte nicht mehr daran zu schießen, Will wollte ihm zu Hilfe eilen, seine Arme waren schwer wie Blei.

Dieses Verlies war mit Schwarzer Magie aufgeladen. Einem Zauber, gegen den die beiden Männer nicht ankamen.

Sie liefen den Blutsaugern in die Falle.

Bill Conolly und Will Mallmann wurden bewußtlos. Schwer schlugen sie zu Boden und verloren dabei ihre Waffen.

Plötzlich flimmerte die Luft. Es war ein silbriges, magisches Leuchten, die winzigen Teilchen begannen sich zu drehen, verformten sich zu einer Spirale, und plötzlich traten die Umrisse eines Körpers aus dieser silbernen Spirale hervor.

Eine Gestalt materialisierte sich.

Ein Mann.

John Sinclair.

Neben dem Sarg blieb er liegen, und die beiden Vampire schauten auf ihn hernieder.

»Er ist es!« flüsterte Fariac, der Unternehmer. »Wir haben ihn. Endlich!«

Er schaute seinen Bruder an. »Damals habe ich über ihn das Todesurteil gesprochen. Wir beide werden es erfüllen. John Sinclair und seine Freunde haben keine Chance mehr!« Er lachte. »Es hat lange gedauert, aber nun ist es geschafft. Der Schwur kann erfüllt werden!«

***

Jane Collins machte sich Sorgen!

Sehr große sogar, denn es war inzwischen fast eine Stunde vergangen, und Bill war noch nicht zurück.

Jane hatte geduscht und sich umgezogen, denn sie hatte im Gegensatz zu Bill Ersatzkleidung mitgenommen. Eine lange, dunkelblaue Samthose und einen helleren, locker fallenden Pullover, der auch die mit Silberkugeln geladene Astra in ihrem Gürtel verdeckte. Die Waffe brauchte niemand zu sehen.

Das Zimmer entsprach genau ihren Vorstellungen. In einem alten Schloß mußten die Räume wohl so sein. Ein hohes Fenster, der alte Holzfußboden, die wuchtigen Möbel, das breite Bett – alles hatte hier Atmosphäre.

Vielleicht hätte Jane sogar einen Urlaub auf dem Schloß verbracht, nur unter anderen Umständen, denn jetzt stand sie unter Druck.

Noch zehn Minuten!

Unruhig wanderte die Detektivin im Zimmer auf und ab. Sie spürte, daß etwas passiert war, denn Bill hätte sich bestimmt gemeldet. Jane zündete eine Zigarette an und nagte unschlüssig auf der Unterlippe. Was sollte sie unternehmen?

Nachschauen vielleicht?

Aber sie kannte das Schloß nicht. Es war ihr fremd. Unter Umständen tappte sie auch in die Falle, und damit war keinem geholfen. Erst recht nicht Bill.

Nein, jemand mußte am Ball bleiben, wie es so schön hieß. Wenn sich die Dinge zuspitzten, durfte kein Fehler gemacht werden. Sie glaubte daran, daß dieser Fariac Bill Conolly in eine Falle gelockt hatte und daß auch für sie die Falle aufgestellt war.

Jane wollte auf keinen Fall hineintappen.

Obwohl sie innerlich zitterte, nahm sie sich vor, Gordon Fariac so lässig wie möglich entgegenzutreten. Er sollte nichts merken.

Auf dem Gang klappten die ersten Türen. Die Leute machten sich bereit. Für sie war das kalte Büfett das größte. Allerdings würde das Erwachen sicherlich böse werden, daran glaubte Jane fest.

Jemand klopfte an ihre Tür.

Jane erschrak. War das Bill?

»Ja, bitte?«

Ein älterer Mann öffnete. Er trug jetzt einen dunklen Anzug und ein Rüschenhemd. Sein grauweißes Haar hatte er sorgfältig gekämmt.

»Es wird Zeit, Miß Collins, nicht wahr?«

Jane nickte.

»Gordon Fariac hat mich damit beauftragt, die Mitarbeiter zu sammeln. Wir wollen gemeinsam hinuntergehen.«

»Ich bin einverstanden«, erklärte Jane.

Der Mann schaute sich im Raum um.

»Suchen Sie was?«
»Ja, Ihren Begleiter…«
Jane lächelte. »Mr. Conolly kommt nach. Er ist noch unterwegs, denn er will ein paar Fotos schießen.«
»Natürlich. Entschuldigen Sie.«
Jane Collins verließ das Zimmer. Alle waren bereits auf dem Gang versammelt. Sie redeten durcheinander und hatten sich auch umgezogen. Die Damen waren meist in ihren besten Kleidern erschienen. Auch die Männer trugen dunkle Anzüge.
Es war fast wie zu Weihnachten.
Der Weißhaarige fühlte sich als King. Mit stolzgeschwellter Brust schritt er vor. »Darf ich die Herrschaften dann bitten, mich nach unten zu begleiten?«
Man ging mit.
Jane hielt sich zurück. Sie schritt als letzte die gewundene Treppe hinunter, wo Fariac bereits wartete. Vor der letzten Stufe hatte er sich aufgebaut und begrüßte jeden seiner Mitarbeiter noch einmal mit Handschlag.
Dann kam Jane an die Reihe.
Der Smoking stand Fariac gut, das mußte sie zugeben. Er war wirklich eine elegante Erscheinung. Auch Jane bekam einen Händedruck. Die Detektivin hatte das Gefühl, als würde der Mann ihre Hand besonders lang festhalten.
Sie hielt seinem Blick stand.
»Ich hoffe, Sie fühlen sich bei uns wohl, Miß Collins«, sagte er lächelnd.
»Natürlich.«
»Ist Ihr Freund nicht mitgekommen?« erkundigte er sich scheinheilig.
»Nein.«
»Oh, das ist schade.«
Jane Collins entging nicht der spöttische Ausdruck in seinen Augen. Auch so etwas wie Triumph schimmerte darin. Ihr war klar, daß Fariac genau wußte, wo sich Bill befand, doch er sagte nichts, dafür ließ er ihre Hand los.
»Meine Herrschaften!« rief er. »Das kalte Büfett ist hiermit eröffnet. Bitte sehr!«
Auf diese Worte hatten wohl alle Gäste gewartet, denn von dem Büfett erzählte man sich daheim in London wahre Wunderdinge.
Die Leute stürmten los. Daß sie sich dabei nicht gegenseitig über den Haufen rannten, war fast ein Wunder.
Schon ging der erste Teller zu Bruch. Die Scherben hüpften über den Boden, eine Frau schimpfte, ein Mann lachte schadenfroh.
Jane Collins wartete ab. Sie schaute auf die Rücken der »Kämpfenden« und konnte nur den Kopf schütteln. Da glaubte man, in

einer modernen Überflußgesellschaft zu leben, aber wenn es etwas umsonst gab, waren die Menschen nicht zu halten. Solche Szenen sah man auch bei Supermarkt-Eröffnungen, wenn Bier für ein paar Pennies verkauft wurde.

Gordon Fariac fiel der Detektivin auf. Der Unternehmer hielt sich zurück. Er stand in der Ecke eines Raumes, hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und beobachtete nur. Jane sah das gekünstelt wirkende Lächeln auf seinen Lippen, und zum ersten Mal hatte sie auch Zeit, sich die Augen ein wenig näher anzuschauen.

Jane Collins entging nicht der hungrige, beinahe gierige Ausdruck darin, mit denen Gordon Fariac seine Mitarbeiter beobachtete. Ja, es war eine Gier, und der Mann in dem Smoking erinnerte Jane an einen Löwen, der ein Rudel Zebras unter Kontrolle hält, um im geeigneten Moment blitzschnell zuzuschlagen.

Die Detektivin fröstelte.

Gleichzeitig schien Fariac bemerkt zu haben, daß er beobachtet wurde.

Sein Kopf ruckte herum.

Hastig schaute Jane zu Boden, sie wollte dem Mann nicht unbedingt in die Augen sehen.

Fariac nickte Jane zu. Langsam schlenderte er näher und deutete auf das Büfett. »Haben Sie keinen Hunger?«

»Doch, Mr. Fariac.«

»Und warum essen Sie nichts?«

»Ich warte, bis es nicht mehr so voll ist.«

»Eine gute Einstellung. Erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas von den Köstlichkeiten hole?«

»Nein, danke, aber das möchte ich selbst machen. Bemühen Sie sich nicht. Sie haben sowieso viel zu tun.«

»Nicht der Rede wert. Ich mache dies gern, Miß Collins. Da fällt mir etwas ein. Wo steckt eigentlich Ihr Kollege? Ich vermisse ihn.«

»Bill Conolly fühlte sich nicht wohl. Er hat Kopfschmerzen. War wohl etwas viel, die Reise.«

»Ach wirklich?« Obwohl die Stimme des Mannes einen bedauernden Klang hatte, glaubte Jane, den Spott genau herauszuhören.

»Der Ärmste, soll ich ihm vielleicht etwas bringen?«

»Hunger hat er nicht«, erwiderte Jane. »Vielen Dank. Aber nun werde ich mir doch einen kleinen Imbiß holen.«

»Ich wünsche guten Appetit.«

»Danke sehr.« Jane ging. Das Büfett hatte sich wirklich schnell geleert. Die Menschen aßen, deshalb waren auch die meisten Gespräche verstummt. Mit vollem Mund redet es sich halt schlechter.

Es war noch genügend vorhanden.

Jane sah zahlreiche Salate, echten Lachs, Forellenfilets, zart

geräuchert, kalten Braten, Geflügel und Pasteten. An einem Ende des Tisches war als Magenschließer der Käse aufgebaut.

Jane nahm ein wenig Fisch und dazu eine leichte Soße. Stühle gab es genug. Sie fand auch in der Nähe des Kamins noch einen freien Platz. Dort ließ sie sich nieder.

Neben ihr hockten zwei Männer, die schaufelten, als wären sie bei einem Wettessen. Ihre Teller waren so voll, daß sogar etwas herunterfiel.

Das störte die beiden nicht. Sie warfen sogar hin und wieder begehrliche Blicke auf die lange Tafel, ob auch noch genügend vorhanden war.

Dann verschwand Fariac.

Jane Collins fand es an der Zeit, einige Fragen zu stellen. Sie wandte sich an die beiden Männer. »Sagen Sie mal, wie geht es denn nach dem Essen weiter?«

Der eine Mann, es war der Weißhaarige, der auch die Führung vorhin übernommen hatte, wischte sich die fettigen Lippen ab.

»Der Fisch muß ja schwimmen, nicht?«

»Sie meinen, es gibt einen guten Schluck?«

»Und nicht nur einen.« Er lachte. »Ich habe vielleicht einen Durst, kann ich Ihnen sagen. Heute lasse ich mich mit Champagner vollaufen.«

»Davon gibt's Sodbrennen«, sagte sein Nachbar.

Der Weißhaarige lachte. »Ich habe sicherheitshalber Natron mitgenommen.«

Auch Jane amüsierte sich über die beiden. Sie waren irgendwie typisch für die Betriebsausflügler, aber auch nett.

Der zweite Mann hatte bereits seinen obersten Hosenknopf geöffnet. Er drehte sich schwerfällig auf seinem Stuhl, stand auf und peilte das Büfett an. »Jetzt kommt der zweite Gang«, versprach er.

»Und der vierte ist dann der Stuhlgang!« lachte der Weißhaarige.

Die Leute waren fröhlich. Sie dachten an nichts Böses und wollten sich nur amüsieren.

Jane wußte es besser. Sie ahnte, daß die Gefahr im Hintergrund lauerte, und sie wußte nicht, wie sie die zehn Menschen heraushalten sollte.

Die Detektivin aß ihren Teller leer. Sie wollte kein zweitesmal an das Büfett gehen, und sie stellte deshalb ihren Teller weg. Gordon Fariac war auch wieder da, Jane hatte gar nicht gehört, wie er zurückkam.

»Na, hat es Ihnen geschmeckt?« erkundigte er sich.

»Sehr gut.«

»Dann bin ich zufrieden.« Lächelnd ging der Unternehmer weiter, blieb mal bei diesem Mitarbeiter stehen, dann bei jenem, und er redete immer ein paar persönliche Worte.

Die Leute waren wirklich satt.

Fariac schritt auf einen dunkelblauen Vorhang zu und zog ihn zur Seite. Jane sah dort einen fahrbaren Tisch, auf dem zahlreiche Sektkelche standen und drei hohe Flaschen.

Gordon Fariac fuhr den Tisch bis in die Mitte der Halle und schaute seine Mitarbeiter an.

»Darf ich für einen kurzen Moment um Gehör bitten?« rief er fragend.

Alle drehten sich um.

Fariac wiederholte seine Worte, mit denen er der Hoffnung Ausdruck gab, daß es allen gemundet hatte und man nun weiterhin zum gemütlichen Teil übergehen könnte.

Beifall wurde geklatscht, den der Graf lächelnd zu Kenntnis nahm.

»Es ist so«, sagte er. »Ich möchte nicht versäumen, Ihnen, meine sehr verehrten Gäste, einen kleinen Trunk anzubieten. Es ist ein edler Tropfen aus meinem Privatkeller, den ich nur besonderen Gästen kredenze. Und deshalb möchte ich sie bitten, diesen Wein mit ein wenig Andacht und Verstand zu genießen. Sie bringen sich wirklich sonst um einen wunderbaren Genuß.«

Beinahe andächtig lauschten die Mitarbeiter den Worten ihres Chefs. Niemand wagte, etwas zu erwidern, die meisten schauten auf die drei Flaschen.

Auch Jane.

Und wie auch die anderen sah sie den Staub, der die Flaschen bedeckte. Sie waren dunkelgrün, deshalb konnte sie nicht erkennen, ob sie roten oder weißen Wein enthielten.

Beides war möglich.

Fariac hatte die Flasche bereits geöffnet, und er machte sich nun daran, die Gläser vollzuschenken.

Jane beobachtete ihn.

Sie sah genau das Lächeln in seinem Gesicht. Als die Flüssigkeit in das erste Glas rann, sah sie die rote Farbe.

Dieser Wein mußte etwas Besonderes sein, er war auch nicht so flüssig wie ein normaler Rotwein, sondern ein wenig dicker.

Dick wie Blut…

Jane schluckte, als sie daran dachte. Doch dieser Verdacht ließ sich nicht mehr aus ihrem Gehirn drängen, denn sie glaubte fest daran, daß sich hinter der Maske des Unternehmers Gordon Fariac ein blutrünstiger Vampir versteckte.

Und der gab seinen Gästen etwas zu trinken.

Wein oder Blut? Sie nahm das letztere an. Jane Collins tastete nach ihrer Astra. Sie steckte noch im Gürtel, der Pullover fiel über sie.

Gordon Fariac war geschickt. Er vergoß keinen Tropfen, als er die Gläser vollschenkte. Dabei hielt er sich nahe des Kamins auf, und der

Widerschein des Feuers warf tanzende Schatten über sein hageres Gesicht.

Das achte Glas war zur Hälfte gefüllt.

Fariac stellte die leere Flasche weg und ergriff die nächste.

Elf Gläser füllte er. Nein, zwölf. Für sich auch ein Glas. Dann richtete er sich auf.

Wieder hielt er eine kleine Ansprache. »Schauen Sie auf die Gläser, meine Lieben. Sie sehen da den Wein. Schon allein an der Flüssigkeit ist zu erkennen, wie wertvoll dieses Getränk doch ist. Schauen Sie sich die Dicke an, dieser Wein ist etwas so Edles, so Kostbares, daß man ihn gar nicht trinken möchte. Auch ich habe ihn geerbt, von einem Vorfahren, der bereits seit 300 Jahren tot ist, dessen Erbe aber noch immer in diesem Schloß schlummert. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, es lebendig zu halten, und will das mit Ihnen besiegeln. Sie weihe ich ein, Sie sind meine Partner, und an diese Ehre sollten Sie immer denken. Wer mit mir diesen Wein gekostet hat, ist mir und der Firma für immer verbunden. Das möchte ich sagen, und ich schäme mich auch nicht, diese Worte zu gebrauchen.«

Niemand sagte etwas. Die Menschen schauten ihren Brötchengeber wie hypnotisiert an. Sie tranken jedes Wort von seinen Lippen.

Es war ein Credo, das er ihnen da ins Gesicht sagte. Ein Glaubensbekenntnis, das sie ihm abnehmen mußten.

»Dann darf ich den ältesten in der Runde bitten, das erste Glas aus meiner Hand entgegenzunehmen«, sagte Gordon Fariac lächelnd, hob das schmale Glas hoch und reichte es dem Weißhaarigen, der soviel gegessen hatte.

Dessen Hand zitterte, als er das Glas anfaßte. Der Mann hatte feuchte Augen, ihm waren die Worte seines Chefs unter die Haut gefahren. Er gehörte zu den Typen, die für ihre Firma starben.

»Danke«, hauchte er.

»Mrs. Purdell, Sie als nächste?«

Eine Blondine kam auf Fariac zu. Nicht mehr ganz jung, aber das Haar gefärbt und ungeheuer aufgetakelt. Auch sie war selig, das Glas in Empfang nehmen zu dürfen, und himmelte Fariac an.

Der Reihe nach ging er vor.

Jeder bekam ein Glas.

»Und nun Sie, Miß Collins«, wandte sich Fariac an Jane und lächelte zuvorkommend.

Die Detektivin hatte sich bereits vorher überlegt, daß sie nicht nein sagen konnte. Deshalb machte sie gute Miene zum bösen Spiel und nahm ein Glas entgegen.

»Ich freue mich, daß gerade Sie mir den Gefallen tun wollen, Miß Collins«, sagte der Unternehmer leise. »Und ich glaube wirklich, daß Ihnen der Wein munden wird.«

»Das denke ich auch.«

Jane blieb höflich, doch sie dachte nicht im Traum daran, den angeblichen Wein zu trinken. Sie glaubte nämlich nicht, daß sich in den Gläsern nur Wein befand.

Nein, diese dicke Flüssigkeit bestand sicherlich aus einem anderen Stoff.

Man stellte sich auf. Mit ihren Gläsern in der Hand bildeten die Menschen einen Halbkreis.

Auch der Kosmetik-Chef hielt ein Glas in der Hand. Langsam hob er den rechten Arm.

Jeder schaute ihn an.

Bis auf Jane. Die ließ ihre Blicke schweifen. Sie hatte sich sehr günstig an den Außenrand des Halbkreises gestellt, und sie schaute an Fariac vorbei.

Sie sah eine Bewegung. Die Falten des Vorhangs wallten leicht hin und her, als würde ein Windzug über sie streifen.

Jane wußte nicht, wer sich dort verbarg, aber sicherlich kein Freund.

»Und so darf ich Sie bitten, das Glas zu erheben und zu leeren, denn so will es das alte Erbe. Wir trinken auf meinen Ahnherrn, den Grafen Fariac, dem dieser Wein geweiht worden ist. Cheerio, Graf Fariac!«

Die Menschen tranken.

Sie setzten die Gläser an die Lippen und leerten sie mit einem langen Zug, wie es ihr Chef vorgeschrieben hatte.

Auch Jane hob ihr Glas.

Doch sie trank nicht. Nur mit der Zungenspitze berührte sie die Oberfläche der Flüssigkeit, kostete, schmeckte, prüfte und stellte fest, daß es sich nicht um Wein handelte.

Dazu war er viel zu süß.

Nein, die Menschen hier tranken etwas anderes. Wein war vielleicht als geringer Bestandteil vorhanden, doch die größere Menge bestand aus Blut!

Und das tranken die Menschen.

Ja, die tranken es, als wäre es ein besonderer Nektar, die Worte ihres Chefs hatte die nötige Wirkung erreicht.

Blut ist ein besonderer Saft, hatte mal jemand gesagt. Aber Jane wollte ihn nicht trinken. Sie wußte auch, wie sie diesem Umstand entgehen konnte.

Sie hatte sich zuvor bewußt so aufgestellt, daß sich in der Nähe eine Vase befand. Sie stand auf einem kleinen runden Holztisch und war leer. Als alle tranken, goß Jane Collins den Inhalt ihres Glases gedankenschnell in die Vase.

So war das Glas leer. Noch einige Schlieren liefen an den Innenseiten der Ränder zusammen.

Gordon Fariac ließ seinen rechten Arm sinken und schaute sich um.

Alle hatten ihre Gläser geleert, und der Firmenboß nickte zufrieden. Plötzlich lächelte er.

Jane glaubte für einen Bruchteil einer Sekunde zwei spitze Vampirzähne zu sehen, es konnte aber auch eine Täuschung gewesen sein. Sie war sich nicht sicher.

Keiner lachte, niemand sprach. Man sah den Menschen an, daß ihnen der Wein wohl nicht sonderlich gemundet hatte. Viele wurden blaß und bewegten sich unruhig. Sie öffneten den Mund, schlossen ihn wieder, und eine Frau begann zu torkeln.

»Ihr habt ihn getrunken!« rief Gordon Fariac laut. »Ihr habt mir gehorcht, und ihr habt damit auch ihm gehorcht. Das war am wichtigsten, denn nun ist das Band zwischen meinem Ahnherrn, dem Grafen Fariac, und euch geknüpft. Ihr seid untrennbar verbunden, denn ihr habt keinen Wein getrunken, sondern sein Blut. Jawohl, es war das Blut meines Ahnherrn und dessen Dienerinnen, das ich über all die Jahrhunderte hin verwahrt habe. In meiner Fabrik habe ich Zeit und Möglichkeit gefunden, um das Blut zu konservieren, und ich werde es auch schaffen, das Blut des Ahnherrn weiter zu verbreiten. Lange habe ich über die Methoden nachgedacht, und sie sind mir eingefallen. Ich kann das Blut meines Ahnherrn verlängern, ich kann es mischen, denn der Keim wird nicht zu töten sein. Immer wird er weitergegeben. Ich habe meine Vorbereitungen getroffen, denn die Zeit der Vampire ist da, das spüre ich. Nicht zuletzt begann es mit der Erweckung des Supervampirs, Vampiro-del-mar. Auch er will in diesen Reigen mit eintreten, in dem ihr die Diener seid. Die Diener des Blutes, denen es vergönnt sein wird, unsere Feinde zu vernichten.«

Jane Collins hörte die Worte wohl, und sie fühlte sich ungemein bedrückt. Sie wußte genau, daß dieser Fariac kein Sprüchemacher war, denn jedes Wort stimmte, das sah sie ihm an. Fariac hatte ein Erbe übernommen, und er würde es bis zum bitteren Ende durchführen.

Und noch etwas erschreckte Jane Collins. Ein furchtbarer Name war gefallen.

Vampiro-del-mar!

Jane hatte diesen Supervampir zwar noch nicht gesehen, aber von ihm gehört. Er hatte die Jahrhunderte in den Tiefen der Nordsee verbracht und war durch Dr. Tod, Asmodinas rechter Hand, erweckt worden. Dr. Tod war dabei, die Mordliga zu gründen, und er hatte Vampiro-del-mar in seinen Kreis mit aufgenommen.

Dieses war der kleine Kreis, und der größere, der allgewaltige, schloß sich plötzlich.

Irgendwie hing alles miteinander zusammen. Es geschah nichts ohne Motiv auf dieser Welt, dies mußte Jane auch immer wieder feststellen. Nicht erst heute hatte sie das bemerkt. Wenn es Fariac gelang, das

Blut zu konservieren und durch seinen hervorragenden Vertrieb an den Mann zu bringen, dann wagte Jane kaum daran zu denken, welch eine Plage sich auf der Welt ausbreiten konnte. Die Konserven mit dem Vampirkeim konnten überall hingeschickt werden, gut getarnt würden sie ihren Empfänger erreichen.

Grauenvolle Aussichten…

Und alles hatte seinen Anfang in dieser Londoner Kosmetik-Fabrik genommen, mit dem harmlos erscheinenden Tip eines Unterweltspitzels. John Sinclair war in die Falle gelaufen, ebenso Bill Conolly, und von Will Mallmann hatte Jane auch noch nichts gesehen.

Niemand konnte sie unterstützen, denn die zehn Menschen hatten bereits den Keim des verruchten Blutes in sich.

Man konnte es ihnen ansehen. Einige taumelten, röchelten, bekamen nur schwer Luft, suchten Sitzgelegenheiten und ließen sich darauf niederfallen.

Viele wirkten völlig apathisch, ließen die Köpfe im wahrsten Sinne des Wortes hängen.

Auch der Weißhaarige. Er zuckte mit seinen Händen und warf seinen Oberkörper vor und zurück.

Gordon Fariac aber lächelte. Er schritt stolz wie ein König zwischen seinen Leuten, aus denen nun Diener geworden waren, hin und her, und dann schaute er Jane Collins an.

Vier Schritte stand er von ihr weg, und die Detektivin fror unter diesem grausamen Blick.

Die Gänsehaut kroch über ihren Rücken, Jane atmete durch die Nase, wich dem Blick aber nicht aus.

Das Schicksal der anderen schien den Unternehmer nicht zu interessieren. »Wie hat Ihnen denn mein kostbarer Wein geschmeckt, Miß Collins?«

»Es geht.«

»Oh?« Er lächelte spöttisch.

»Ich trinke lieber herbere Weine, wenn Sie verstehen, was ich meine, Mr. Fariac?«

»Natürlich.«

Jane sah, daß sich der ihr wohlbekannte Vorhang bewegte, und dann tauchte jemand auf.

Der Zwilling des Gordon Fariac. Ja, es waren Zwillinge, sie glichen sich wie ein Ei dem anderen. Da gab es einfach keine andere Möglichkeit.

Und der zweite lächelte. Er lächelte so, daß seine beiden Vampirzähne zu sehen waren.

Fariac merkte, daß hinter ihm jemand erschienen war, und drehte sich um.

»Bruder!« rief er enthusiastisch und hob beide Arme. Auch er lächelte

jetzt, und Jane sah ebenfalls seine spitzen Eckzähne. Er gab sich keine Mühe mehr, sein wahres Wesen zu verbergen. »Das ist er«, sagte er zu Jane Collins gewandt, »das ist mein Ahnherr, aus dessen Asche ich wieder einen Vampir geformt habe, damit er sein Leben weiterführt. Vor dreihundert Jahren wurde er von einem Marek getötet, nun habe ich ihn wieder zum Leben erweckt.«

Jane schauderte.

Der alte Vampir schaute sie an. Kalt und grausam war sein Blick.

Dann sprach er. Und seine Worte klangen für Jane Collins wie ein Todesurteil.

»Sie hat keinen Wein getrunken, Bruder!«

***

Auch in London, wo alles seinen Anfang genommen hatte, machte man sich Sorgen.

Sir James Powell, der Stratege, dachte gar nicht daran, aufzugeben.

Er ließ seine Beziehungen spielen, und die reichten auch bis nach Deutschland hinein.

Dort klingelte er einen Staatssekretär aus dem Bett, der einen hohen Posten im Innenministerium bekleidete.

Sir James sprach mit dem Mann sehr lange, etwa 20 Minuten.

Dann ließ er sich noch einige Informationen wiederholen, vor allen Dingen wollte er die genaue Lage der Burg wissen. Es fiel auch der Name Mallmann, denn mittlerweile war es einigen Leuten in Deutschland ebenfalls bekannt, daß es Dinge gab, die man nicht einfach mit einem Achselzucken abtun konnte, weil sie sich zu fantastisch anhörten.

»Ich kann natürlich keine Hundertschaft Polizei hinschicken«, sagte der Staatssekretär. »Aber ich werde einiges unternehmen, das versichere ich Ihnen.«

Sir James bedankte sich. Mehr hatte er in diesen Augenblicken nicht tun können.

***

Gordon Fariac zog die Augenbrauen zusammen. Ansonsten zeigte er keine Reaktion. Er schaute Jane nur an und fragte: »Stimmt das, Miß Collins?«

Warum sollte Jane lügen? Es war sowieso alles verloren. Deshalb gab sie es zu.

»Ihr Bruder hat recht, Mr. Fariac, ich habe keinen Wein getrunken. Blut hat mir noch nie besonders gut geschmeckt. Darin unterscheiden wir uns eben.«

Der zweite Fariac kam näher und blieb neben Gordon stehen.

Jetzt hatte Jane den genauen Vergleich. Ja, die beiden ähnelten sich wirklich, allerdings sah der Bruder wesentlich schlechter aus. Er war

ungeheuer bleich, sein Gesicht eingefallen, die Wangenknochen sprangen hervor, die Lippen waren kaum zu sehen. Er konnte auch nicht ruhig stehenbleiben, sondern zitterte, und sein Blick wieselte durch die große Halle.

Jane kannte sich bei diesen Vampiren aus. Und ihr war klar, daß der zweite Blut brauchte.

Gordon lächelte. »Sie wissen also Bescheid, Miß Collins«, stellte er fest.

»Das wußte ich von Beginn an.«

»Sind Sie überhaupt Reporterin?«

»Nein.«

Jetzt lächelte Fariac. »Das habe ich mir gedacht, aber ich habe nichts gesagt. Darf man fragen, welch einen Beruf Sie tatsächlich ausüben?«

»Ich bin Privatdetektivin.«

»Eine Schnüfflerin.« Der Mann lachte. »Wie nett. Das hätte ich nicht für möglich gehalten. Und ich dachte schon, daß Sie und dieser Conolly von der Polizei wären. Wenn das so ist, habe ich es praktisch mit keiner Gefahr zu tun. Ihr Freund Conolly wird Ihnen auch nicht helfen können.«

»Was ist mit ihm?«

Gordon Fariac lachte. »Er hat zuschauen dürfen, wie mein Bruder wieder erweckt worden ist. Ebenso wie dieser andere, ein Freund oder was weiß ich…«

»Kommissar Mallmann!« sagte Jane.

»Ja, kann sein.« Fariac lächelte. »Da haben wir ja doch einen Polizisten unter uns. Einen Kommissar sogar. Fantastisch, meine Freunde werden begeistert sein.«

»Was haben Sie vor?« wollte Jane wissen.

Gordon Fariac verbeugte sich leicht und lächelte spöttisch.

»Schauen Sie sich einmal um, Miß Collins. Sie sehen hier Damen und Herren aus meinem Betrieb. Sie alle haben vom Blut der Fariacs gekostet. Sie haben es getrunken, und dieses Blut hat sich mit dem ihrigen vermischt. Es wühlt und kocht in ihrem Innern, der Keim der Fariacs wird aufgehen. Diese zehn Menschen werden, nein, sie sind es bereits. Sie sind die Vampire, die unser Erbe weitertragen. Deshalb dieser Ausflug, deshalb die Feier, ich mußte sie eben allein in die Hand bekommen, das verstehen Sie doch, Miß Collins?«

»Sicher. Und er?«

»Sie meinen den Grafen?«

»Ja, genau.«

»Ihn habe ich vorhin aus der Asche entstehen lassen. Er ist damals von einem Karel Marek getötet worden, als er in seinen Sarg steigen wollte. Marek war schnell, er hat sich auf ihn geworfen und ihn umgebracht. Leider war ich zu weit entfernt, ich konnte nicht

eingreifen, doch ich spürte seinen Tod. Ich wußte, daß er gestorben war, und flog zu diesem Schloß. Damals nahm ich noch des öfteren die Gestalt der Fledermaus an, denn ich herrschte im Reich der Skipetaren. Als ich jedoch an den Rhein kam, begrub man gerade die Opfer. Ich sah einen Mann, der noch schlimmer mit den Vampiren aufgeräumt hat als Marek. Er kam aus der Zukunft, war dorthin verschlagen worden, weil er in meine Fabrik einbrach. Ich spreche von keinem anderen als John Sinclair. Er war es, der mitgeholfen hat, meinen Bruder zu töten. Damals schon habe ich sein Todesurteil ausgesprochen. Ich schwebte über den Köpfen der Männer und sprach das Urteil aus. Tod für John Sinclair!«

»Das haben sich zwar viele vorgenommen, aber bis jetzt hat es noch keiner geschafft«, erwiderte Jane Collins spöttisch.

»Ich weiß, aber die Leute haben es auch falsch angefangen. Ich sprach das Urteil vor über 300 Jahren aus, in einer ganz anderen Zeit, doch ich brauchte nicht 300 Jahre zu warten. Durch Schwarze Magie ist es mir möglich gewesen, John Sinclair in die heutige Zeit hinüberzuleiten. Er befindet sich wieder in der Gegenwart. Und er wartet darauf, daß mein versprochenes Urteil vollstreckt wird.«

»Dann ist er hier?« fragte Jane.

»Genau. Zusammen mit Bill Conolly und diesem Kommissar Mallmann. Die drei sind zusammen.«

Janes Herz klopfte plötzlich schneller. »Wo?«

»Dieses Schloß ist in den letzten Jahren mehrmals zerstört worden. Wir haben es wieder aufgebaut, aber die Grundmauern des alten Teils stehen noch. Und in dem ältesten Folterkeller befinden sich Kommissar Mallmann, ihr Kollege Conolly und natürlich John Sinclair. Alle drei sind zusammen, und keiner von ihnen hat eine Chance, sich zu befreien!«

Jane Collins schaute Gordon Fariac an. Dieser Mann, der Hunderte von Jahren alt war, der in der Vergangenheit Angst und Schrecken verbreitet hatte, wollte auch in der Zukunft seine Herrschaft des Grauens verbreiten. Er hatte vor, sich mit dem Supervampir zu verbünden und damit auch mit Dr. Tod. Wenn diese Allianz zustande kam – alles wies darauf hin –, gingen die Menschen schrecklichen Zeiten entgegen. Die Männer, die es verhindern konnten, befanden sich in der Hand dieses blutsaugenden Monsters, und die Chance, sie zu befreien, war gleich Null. Jane allein würde es nicht schaffen. Gordon Fariac hatte zuviel Zeit gehabt, alles genau vorzubereiten.

Er lächelte hintergründig. »So nachdenklich, Miß Collins?«

»Es bleibt nicht aus.« Jane wollte ihrer Stimme einen ruhigen Klang geben, doch sie konnte ein Zittern nicht vermeiden. Die Gefahr war zu groß, zu stark die Angst.

»Sie sehen also, Miß Collins, es gibt keinen Ausweg mehr für Sie. Ich

habe zahlreiche Helfer bekommen. Sie alle stehen gegen Sie. Wollen Sie es mit zwölf Gegnern aufnehmen?«

Janes Blicke glitten zu den Teilnehmern des makabren Ausflugs.

Den meisten ging es wieder besser. Sie hatten die erste Schwäche überwunden und sich an die neue Situation gewöhnt. Es war auch eine Veränderung mit ihnen vorgegangen. Ihre Gesichter wirkten fast ebenso bleich wie die der Vampire. Einige von ihnen hatten die Lippen zurückgezogen, und Jane sah die beiden spitzen Zähne.

Ob Mann ob Frau. Diese Leute waren durch den Trank zu Vampiren geworden.

Und sie wollten Blut.

Jeder von ihnen merkte, was mit Jane Collins los war. Daß sie nicht zu ihnen gehörte. Die Vampire hatten sich auf ihren Stühlen gedreht und starrten Jane an.

Häßliche, fratzenhafte Gesichter mit teuflischen Blicken und langen Zähnen, die unten spitz zuliefen.

»Sie wollen Nahrung!« zischte Gordon Fariac. »Und sie werden enttäuscht sein, wenn sie keine bekommen. Sie stehen hier gerade richtig, Miß Collins.« Er machte eine halbe Drehung. »Los, packt sie!« schrie er seinen Dienern zu…

***

Mir ging es wirklich nicht gut. Meine Gegner hatten mit mir gespielt und dieses Spiel gewonnen. Ich war wieder in die Zeitfalle geraten und auch erwacht, aber diesmal war ich nicht frei, sondern befand mich in der Hand der Gegner.

Ich lag auf einer Felsplatte. Rühren konnte ich mich nicht, denn mein Körper war mit Stricken umwickelt. Sie begannen am Hals und führten weiter über die gesamte Fläche, bis hin zu den Knöcheln. Wahrscheinlich waren sie unter der Platte befestigt, aber so gut, daß ich nicht aus der Fesselung herausrutschen konnte.

Ich lag steif wie ein Brett!

Schmerzen verspürte ich keine, nur in meinem Kopf hatte sich ein dumpfes Gefühl breitgemacht.

Es war nicht dunkel um mich herum. Als ich die Augen öffnete, konnte ich sehen, wo ich lag.

Es mußte ein uraltes Gewölbe sein. Die Luft war kaum zu atmen.

Sie roch muffig und abgestanden. Die Decke schimmerte feucht im Licht der Fackeln, die diese Helligkeit abgaben. Es war kalt, und ich glaubte daran, tief unter der Erde zu liegen. In irgendeiner gefährlichen Folterkammer, in die der Graf früher seine Feinde geschleppt hatte.

Wenn ich schielte, sah ich meine Fußspitzen. Sie standen in die Höhe, und die Füße konnte ich etwas bewegen, da die Fesseln nur bis

zu den Knöcheln reichten. Auch der Kopf ließ sich drehen, nur ihn anzuheben, das gelang mir nicht, denn dann schnürte mir die erste strammgespannte Fessel die Luft ab.

Es war wirklich eine bescheidene Situation.

Aber ich war nicht allein in dem Verlies. Jemand mußte noch bei mir liegen. Ich hörte Atemzüge, konnte aber nicht sehen, da sich mein Kopf nicht zur Seite drehen ließ.

»He!« rief ich.

Keine Antwort. Nur das Atmen.

Vielleicht war der Mann bewußtlos. Sonst hätte er sicherlich eine Antwort gegeben.

Ich startete einen zweiten Versuch, und der andere blieb abermals stumm.

Da gab ich es auf und wartete erst einmal ab.

In einer anderen Zeit befand ich mich nicht mehr. Das war mir klar geworden. Ich mußte wieder in die Gegenwart hineingeschleudert worden sein. Deutlich fiel mir ein, daß jemand ein Todesurteil gesprochen hatte.

Sollte es jetzt vollstreckt werden? Höchstwahrscheinlich, und die Vampire hatten alle Vorteile auf ihrer Seite, denn ich war gefesselt und konnte mich nicht rühren.

Ein fantastisches Abenteuer lag hinter mir. Ich dachte daran, was mir in der Vergangenheit widerfahren war, und wunderte mich sehr, wie doch Gegenwart und Vergangenheit ineinander übergingen.

Wieder einmal hatte ich erlebt, daß die Kräfte der Finsternis die Zeit manipulieren konnten.

Das hatten sie uns voraus. Leider, muß ich da hinzufügen. Auch ich hätte gern mit der Zeit gespielt, aber ich war ein Mensch und kein Dämon. Vielleicht war es auch gut so, daß ich so etwas nicht konnte. Wahrscheinlich wäre mein gesamtes Weltbild durcheinandergeraten. Ich wußte, daß es Gruppen gab, für die unsere physikalischen Gesetze keine Hindernisse waren, und die mit diesem Wissen und Können ihre Macht stärkten und ausspielten, sehr zum Schaden der Menschheit.

Aber was nutzten die trüben Gedanken, wenn ich auf dieser verdammt kalten Steinplatte lag und mich nicht bewegen konnte? Ich versuchte es trotzdem. Ich wollte es halt wissen. Es war eine verdammte Schweinerei, ich lag hier gefesselt, während meine Gegner alles vorbereiteten, um mich zu vernichten.

Dieses Wissen steigerte die Wut in mir.

Meine Hände waren nicht extra gebunden worden. Flach lagen die Arme an meinem Körper. Ein Strick schnitt hart in meine Handgelenke, wo die Blutzirkulation arg gehemmt wurde, so daß meine Finger schon ganz taub waren.

Ich bewegte sie.

Das war sehr schwierig, aber ich biß die Zähne zusammen und gab nicht auf.

Leider wußte ich nicht, wieviel Zeit mir zur Verfügung stand, deshalb mußte ich mich noch beeilen, um aus dieser verdammten Lage zu entkommen.

Die Finger bewegte ich auf und ab. Das war ein kleiner Fortschritt. Auch der Kreislauf kam wieder in Gang, ich merkte das Kribbeln bis in meine Oberarme.

Dann vernahm ich das Stöhnen.

Sofort hielt ich mit meinen Bemühungen inne.

»O verflucht«, sagte jemand, der irgendwo rechts von mir liegen mußte. Wäre ich nicht gefesselt gewesen, ich wäre hochgesprungen wie ein Kastenteufel, denn die Stimme kam mir verdammt bekannt vor. So schimpfte nur einer.

Mein alter Freund und Spezi Bill Conolly!

Trotz meiner miesen Lage mußte ich grinsen. »He, Alter, benimm dich. Du bist hier nicht allein.«

Ein überraschter Ausruf. »John?«

»In Lebensgröße und gefesselt!«

»So eine Scheiße.« Das kam von Herzen. »Mich hat man auch eingepackt wie einen Rollschinken«, sagte der Reporter. »Ich liege auf einer verdammten Steinplatte und kann kaum die Finger rühren.«

»Warum soll es dir besser gehen als mir?«

»Du scheinst ja munter zu sein«, bemerkte Bill.

»Ich bin auch schon länger wach.«

»Und was ist mit Will Mallmann?« fragte der Reporter.

»Wie?« Jetzt war ich baff.

Bill lachte leise. »Weißt du nicht, daß Will mit mir zusammen war und wir die Erweckung eines Vampirs miterlebt haben?«

»Nein.«

»Ich will dich nicht dumm sterben lassen, John«, sagte mein Freund und begann zu berichten.

Er erzählte genau, was ihm widerfahren war. Ich hörte geduldig zu und konnte mich nur immer wieder wundern. Ich hatte ja in der Vergangenheit festgehangen und erlebte nun mit, wie sich der Fall in der Gegenwart entwickelt hatte.

Daß wir zusammengetroffen waren, konnte man als logische Kette von Vorgängen bezeichnen, als Fügung des Schicksals oder als einen reinen Zufall.

»Jetzt weißt du alles«, sagte der Reporter.

»Dann haben wir also noch Hoffnung.«

Bill räusperte sich. »Wieso?«

»Schließlich ist Jane Collins frei.«

Der Reporter lachte. »Das stimmt, John. Aber ich glaube, du setzt

deine Hoffnung ein wenig zu hoch.«

»Wieso?«

»Jane steht allein gegen mehrere Gegner.«

»Es sind zwei.«

»Nein«, verbesserte mich der Reporter. »Du kannst noch zehn hinzurechnen.«

»Verdammt, die Leute vom Betriebsausflug, die hatte ich vergessen!«

»Sehr richtig, John.«

Was sollte man da noch sagen? Bill hatte hundertprozentig recht.

Es standen zu viele Feinde gegen Jane Collins. Allein konnte sie die kaum schaffen.

»Und was machen wir?« fragte Bill.

»Ein dummes Gesicht und einen guten Eindruck«, antwortete da eine andere Stimme.

Will Mallmann!

»Auch schon wach?« fragte der Reporter.

»Und wie. Ich habe euch zugehört. Hallo, John!« rief er zu mir.

»Wie es dir geht, brauche ich wohl erst gar nicht zu fragen. Genauso beschissen wie mir.«

»Da sagst du was Wahres.«

»Wenn wir die Hände frei hätten, könnten wir Skat spielen«, murmelte Mallmann und fluchte wenig später.

»Jetzt hätte ich mich doch fast stranguliert.«

»Aufpassen«, meinte Bill.

»Ja, du Schlauberger.«

Wir schwiegen danach. Jeder versuchte, sich wenigstens ein wenig Erleichterung zu verschaffen, aber die verdammten Fesseln waren zu raffiniert geknüpft, daß sie um keine Fingerbreite nachgaben. Es war zwecklos.

Erschöpft und in Schweiß gebadet ruhten wir uns schließlich aus.

Nur unser Keuchen war zu hören.

Bill sprach das aus, was wir wohl alle dachten. »Da liegen nun drei Geisterjäger gefesselt und warten darauf, daß eine schwache Frau sie befreit. Fast eine Schande.«

Ich konnte ihm nur recht geben.

»Du vergißt eins«, sagte Will. »Wir warten nicht nur auf Jane, sondern auch auf unsere Freunde, die Vampire.«

»Mein Blut wird Ihnen nicht schmecken«, knurrte Bill. »Ach, verdammt, ich hätte mir einen ansaufen sollen, dann wären die Vampire hinterher breit gewesen.«

Der Reporter bewies Galgenhumor.

Es war auch das einzige, was uns in dieser hoffnungslosen Lage blieb…

***

Jane Collins hörte den Befehl und wußte, was die Stunde geschlagen hatte.
Zwölf standen gegen sie.
Und trotzdem verfiel sie nicht in Panik. Sie behielt vorerst die Nerven, denn nur Kaltblütigkeit konnte sie jetzt noch retten.
Blitzschnell zog sie ihre Waffe. Schneller jedenfalls, als die Vampire reagierten. Sie hatten noch nicht die Geschmeidigkeit, dazu lag die Umwandlung erst zu knapp zurück.
Jane richtete die Mündung der Astra auf Gordon Fariac. »Keinen Schritt.« schrie sie.
Fariac blieb tatsächlich stehen. Aber er lächelte, weil er sich siegessicher fühlte. »Was soll das Spielzeug?« höhnte er.
Jane lächelte ebenfalls. »Dieses Spielzeug ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Ich denke, Sie wissen, was das zu bedeuten hat.«
Gordon Fariac wurde starr. Damit hatte er nicht gerechnet. Für ihn war die Detektivin ein willenloses Opfer, das sich nicht wehren konnte, doch nun hatte Jane den Spieß umgedreht, und Gordon Fariac glaubte auch daran, daß sie nicht bluffte.
Nicht nur er hatte die Worte vernommen, auch sein Bruder und die anderen Vampire. Sie schienen eingefroren zu sein. Manche saßen noch, einige standen in sprungbereiter Haltung vor ihren Stühlen.
»Wollen Sie schießen?« fragte Fariac.
»Ja.«
Der Fabrikant nickte, während sich sein teuflischer Bruder nicht regte. »Das glaube ich Ihnen sogar. Und warum drücken Sie nicht ab, Miß Collins? Trauen Sie sich etwa nicht?«
»Doch…«
»Aber?«
»Erst will ich wissen, wo sich John Sinclair, Bill Conolly und auch Will Mallmann befinden.«
Jetzt lachte Fariac. »Ich hatte mir gedacht, daß Sie so fragen würden. Aber ich werde einen Teufel tun und Ihnen etwas sagen, Miß. Sie müssen die drei schon suchen.«
»Das mache ich auch, aber nicht allein. Ich nehme Sie mit.«
»Glauben Sie, daß ich mit Ihnen gehen werde?«
»Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig.«
Gordon Fariac schaute auf Jane, dann auf die Waffe. »Gut«, sagte er, »ich gehe mit.«
Sein Bruder legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Tu es nicht!« zischte er. »Du machst dich unglücklich…«
»Ich muß gehorchen.« Er lächelte. »Bitte, Miß Collins, Sie kennen sich ja hier besonders gut aus. Zeigen Sie mir den Weg. Wohin möchten Sie zuerst gehen?«
»In den Keller.«

»Oh. Haben Sie dort keine Angst?«
»Nein.«
»Wie Sie wünschen.«
Und diese drei Worte wirkten wie ein Startsignal. Es war der Weißhaarige, der nicht mehr warten wollte und der auch seine Felle davonschwimmen sah.
Er packte plötzlich seinen Stuhl, wuchtete ihn hoch und schleuderte ihn auf Jane Collins zu.
Die Detektivin sah die Bewegung, huschte zur Seite, wich dem Möbelstück aus, das hinter ihr gegen die Wand krachte, und schoß.
Dieser Schuß war das Startzeichen für eine mörderische Jagd!

***

Wir hatten es nicht geschafft!
Nach wie vor saßen die verdammten Fesseln stramm und ließen uns keine Bewegungsfreiheit.
Das Resultat war die Erschöpfung bei uns dreien. Ich biß mir vor Wut fast die Lippe blutig, denn ich steckte in einer verdammt elenden Lage.
An den Gelenken hatte ich mir die Haut bereits aufgescheuert.
Dort brannte es, als hätte man Säure über meine Hände gegossen.
Meine Blicke richteten sich gegen die Decke. Schon einmal hatte ich so dagelegen. Und zwar im Verlies der Angst, als ich in der Lüneburger Heide gegen die untoten Wikinger kämpfte.
Aber da hatte ich noch mein Kreuz gehabt, als die glühenden Speere mich durchbohren wollten. Hier war ich praktisch waffenlos, denn in der Beretta, die ich zwar noch immer bei mir trug, steckten keine Kugeln mehr.
Und wo befand sich mein Kreuz?
Auf der Reise durch die Dimensionen mußte ich es verloren haben. Ich erinnerte mich schwach, wie die Kette über meinen Kopf gestreift war und das Kreuz irgendwo verschwand.
Es gab also nichts, womit ich mich gegen die Vampire hätte verteidigen können.
»Habt ihr noch eure Waffen?« fragte ich.
»Nein«, lautete die gemeinsame Antwort. »Wir hatten sie mal«, sagte der Kommissar, »aber dann schlug dieser verdammte Blutsauger zu. Sie müssen noch irgendwo in der Grabkammer liegen.«
Das hatte ich mir gedacht. Es war also aussichtslos.
Plötzlich lachte Bill auf.
»Was ist?« fragte ich.
»Ich glaube, ich kann meine Hand unter dem verdammten Strick wegziehen.«
»Mann, Bill, versuche es!«

»Bin ja schon dabei. Nur keine Panik.«
»Und?«
Bill keuchte und ächzte. »Geschafft«, sagte er nach einer Weile.
»Hast du den Arm frei?«
»Ja, den rechten.«
Ich atmete auf. Ein kleiner Hoffnungsschimmer. Man griff ja nach jedem Strohhalm, doch Bill setzte meinem Optimismus wieder einen Dämpfer auf.
»Ich habe es nur fast geschafft, John. Schulter und Oberarm hängen immer noch fest. Diese Fesseln sind einfach zu stramm. Ich kriege sie nicht runter.«
Da sagte der Reporter nichts Neues. Auch ich hatte alles versucht, Will Mallmann ebenso. Doch wir waren dazu verdammt, hier liegenzubleiben.
Und irgendwann würden sie kommen.
Vielleicht zwei Vampire, vielleicht fünf, vielleicht zwölf. Im Prinzip spielte das keine Rolle. Sie wollten nur eins.
Unser Blut!

***

Janes Kugel hieb den Stuhlwerfer in die Brust und riß ihm die Beine weg. Der Mann brüllte wie am Spieß und fiel zu Boden, wobei er die anderen behinderte, die losrannten, um Jane Collins zu packen.
Die Detektivin schwenkte die Waffe. Sie wollte vor allen Dingen einen der beiden Fariacs treffen, doch Gordon als auch sein Bruder waren in Deckung getaucht. Sie schickten ihre Vasallen vor. Jane sah sie nicht.
Dafür hörte er sie.
»Los, schnappt sie euch! Macht sie fertig! Sie muß sterben, verdammt noch mal!«
Gordons Fariacs Stimme war hinter dem Vorhang aufgeklungen, ein sicherer Platz, fürwahr.
Und Jane konnte zusehen, wie sie aus dieser Falle rauskam. Ihr blieben höchstens zwei Sekunden, um eine Entscheidung zu treffen.
Zur Tür wollte sie nicht, denn die war sicherlich abgeschlossen. Sie hatte es zwar nicht genau gesehen, doch sie rechnete stark damit.
Deshalb mußte sie die zweite Möglichkeit wählen.
Die Treppe hoch!
Jane warf sich auf dem Absatz herum und lief leichtfüßig bis zur Treppe, wo sie noch einmal stehenblieb und sich umschaute.
Der Weißhaarige lag am Boden. Er war tot. Jane sah seinen halb offenstehenden Mund, und sie erkannte auch, daß seine Vampirzähne nicht mehr vorhanden waren.
Das geweihte Silber hatte ihn erlöst. Er würde nicht mehr als Untoter

durch die Gegend geistern.
Die anderen drängten nach. Von den Fariacs sah Jane nach wie vor nichts, doch die neun Personen, die von den beiden Brüdern mitgebracht worden waren, konzentrierten sich auf Jane Collins.
Sie wollten sie packen!
Jane huschte die Stufen hoch. Zum Glück waren die Vampire nicht bewaffnet, aber das konnte sich ändern, denn die Fariacs mußten zusehen, Jane so rasch wie möglich in ihre Klauen zu bekommen. Und das schafften sie leichter durch bewaffnete Mitstreiter.
Jane ließ die Treppe hinter sich und erreichte den langen Gang, wo die einzelnen Zimmer lagen.
Leer lag er vor ihr.
Von unten hörte sie aufgeregte Stimmen. Irgend etwas klirrte.
Deutlich klang Fariacs Stimme hervor.
»Hier habt ihr eure Waffen. Jagt und packt sie. Beeilt euch, sonst ist sie noch verschwunden!«
Schritte polterten die Holzstufen der Treppe hoch. Jane ließ sich Zeit. Sie wartete ab, bis die erste Person zu sehen war.
Eine dicke Frau erschien. Sie trug in ihrer rechten Hand eine Lanze. Das Gesicht war verzogen, den Mund hatte sie geöffnet, die Zähne schimmerten.
Jane senkte die Astra-Pistole. Es wäre leicht gewesen, die Frau abzuschießen, doch das schaffte die Detektivin nicht, auch wenn das Weib als blutgieriges Monster nur auf ihren Lebensaft fixiert war. Jane konnte nur schießen, wenn ihr eigenes Leben bedroht war. Und dieses Problem stellte sich hier nicht.
Jane huschte zurück in den Gang. Sie dachte darüber nach, sich zu verstecken, aber es lohnte sich nicht. Die Vampire würden sie überall finden. Deshalb mußte sie sich ihrer Haut wehren.
Allein die Astra reichte nicht aus. Soviel stand fest. Es gab ja auch noch andere Waffen hier im Schloß. Schwerter oder Lanzen. Mit einem Schwert konnte man die Vampire auch töten. In dem man ihnen den Kopf abschlug…
Jane schluckte.
Leicht würde sie es den Blutsaugern nicht machen. Zum Glück kannten die Besucher das Schloß ebenso wenig wie sie. Und das war der große Vorteil.
Am Ende des Ganges schaute sich Jane um. Die Blondine mit der Lanze führte eine Meute von drei Personen an. Jane konnte nicht erkennen, welche Waffen sie im einzelnen trugen, aber sie glaubte, das Blinken von Schwertklingen zu sehen.
Wenn sie solch ein Schwert erbeuten konnte, war das schon viel wert. Die Detektivin verfiel nicht in Panik. Sie überlegte logisch und klar, denn in zahlreichen gefährlichen Situationen war ihr Verstand

geschärft worden.

Jane wich dorthin zurück, wo Bill Conolly auch den Schrank mit dem seltsamen Inhalt gefunden hatte.

Nur die beiden Kerzen brannten dort. Das Licht reichte längst nicht aus, um den großen, hallenartigen Raum zu erhellen, Jane konnte genügend Verstecke finden.

Jane zog es in die Dunkelheit. Sie sah den Schrank, der von flackerndem Kerzenschein umschmeichelt wurde. Und sie sah die Umrisse der Tür, durch die ihre Verfolger kommen mußten.

Die ließen auch nicht lange auf sich warten.

Plötzlich stürmten die ersten vier herein. An der Spitze wieder das blonde Weib. Es blieb dicht hinter der Schwelle stehen und schaute in die Dunkelheit. Das Schwert hielt die weibliche Vampirin mit beiden Händen umklammert, während sich hinter ihr die anderen drei drängten.

»Hier muß sie irgendwo stecken!« kreischte sie. »Verteilt euch im Raum. Durchsucht ihn!«

Die dicke Blondine hatte sich als Anführerin hochgeschwungen.

Normalerweise hätte Jane gelacht, wenn ihr dieses Weib unter anderen Umständen begegnet wäre. Die Frau trug ein langes dunkelblaues Kleid und hatte pfundweise unechten Schmuck um ihren Hals hängen. Er klirrte bei jeder Bewegung. Die vier verteilten sich.

Soviel Jane erkennen konnte, trug keiner der Vampire eine Schußwaffe. Dafür jedoch Lanzen und Speere. Einer hielt sogar zwei davon in den Fäusten.

Und der näherte sich Jane.

Durch das Gewicht seiner Waffen ging er etwas schwerfällig, er war aber trotzdem sehr gefährlich, da ließ Jane Collins sich nicht täuschen.

Sie wartete mit angehaltenem Atem. Schußbereit lag die Beretta in ihrer rechten Hand.

Plötzlich blieb der Blutsauger stehen.

Jane hörte sein Knurren. Er schien etwas bemerkt zu haben und senkte die beiden Lanzen, so daß sie eine waagerechte Linie bildeten und die Spitzen in Janes Richtung wiesen.

Dann sprach er. »Ich fühle dich«, hörte Jane seine kratzige Stimme. »Du bist in der Nähe…«

Die Detektivin sagte nichts.

»Komm raus!«

Jane gab keine Antwort. Sie zielte nur dorthin, wo sie schwach die Umrisse des Vampirs erkannte.

Der griff an!

Sein rechter Arm schwang zurück. Jane war klar, was er vorhatte.

Er wollte die Lanze schleudern.

Da ließ er sie auch schon los.
Der schwere Gegenstand wuchtete auf die Detektivin zu.
Allerdings hatte der Vampir keine Erfahrung im Umgang mit Lanzen. Er warf sie so, daß sie schräg an Jane Collins vorbeifuhr und neben ihr mit der Spitze in die Wand hämmerte.
Der Vampir hörte das klirrende Geräusch und wußte, daß er nicht getroffen hatte.
Sofort kam er selbst.
Er stieß ein kreischendes Geräusch aus, hielt die zweite Lanze stoßbereit und rannte gegen Jane an.
Die Detektivin zögerte nicht mehr länger. Sie drückte ab. Kurz funkte es vor der Mündung auf. Im Widerschein des Blitzes sah sie für den Bruchteil einer Sekunde das verzerrte Gesicht des Vampirs.
Der Körper wurde mitten in der Bewegung gestoppt. Er fiel nach links und krachte schwer zu Boden. Die Lanze schleifte über die Steine und rutschte Jane genau vor die Füße. Die Detektivin hob die Waffe hastig auf und steckte ihre Astra weg. Sie wollte sich erst einmal mit der Lanze verteidigen.
Der Vampir schrie und jammerte.
Durch seine Aktion waren die anderen drei natürlich auf Jane aufmerksam geworden.
Die Blondine gab die Befehle. Und sie war auch die erste am Kampfort.
Wild schwang sie das Schwert.
Jane Collins löste sich aus der Deckung der Wand und trat der weiblichen Bestie entgegen.
Die schlug sofort zu.
Jane hielt die Lanze mit beiden Händen gepackt. Die rechte befand sich dicht unter der Spitze, die andere am Ende des Griffs.
Sie hielt sie quer, und als der erste Schwerthieb auf sie niederfuhr, wehrte sie ihn mit dem Lanzenschaft ab.
Das Holz vibrierte, es hielt aber, da die Klinge mit der flachen Seite gegen den Griff geprallt war.
Die Blondine fuhr zurück. Sie schrie ihre Wut hinaus. Dabei fuchtelte sie so ungeschickt mit dem Schwert herum, daß es schon an ein Wunder grenzte, daß sie sich nicht selbst verletzte.
Den ersten Angriff hatte Jane abgewehrt. Aber die Blondine war nicht allein. Von zwei Seiten bekam sie Unterstützung. Und diese Männer wollten es wissen. Einer trug eine besonders widerliche Waffe. Im Mittelalter hatte man sie oft benutzt. Es war ein Morgenstern. Eine mit Stacheln bespickte Eisenkugel, die den Abschluß einer Kette bildete. Die wiederum war an einem kurzen Griff befestigt, so daß die Waffe gut und schnell geführt werden konnte.
Der Vampir schlug zu.

Die schwere, mörderische Kugel, einmal in Fahrt, war nicht mehr aufzuhalten. Schräg senste sie durch die Luft. Jane ging in die Knie, die Kugel pfiff über die Detektivin hinweg und rasierte knapp an der Wand vorbei. Durch die Wucht des eigenen Schwungs wurde der Vampir nach vorn geschleudert, verlor den Stand und krachte gegen die Wand. Jane bekam etwas Luft, bevor sie von einem anderen Blutsauger angegriffen wurde.

Blitzschnell verschwand sie im Hintergrund des Saales. Sie huschte an den Kerzen vorbei, sah die Umrisse einer Tür, und die Idee durchzuckte ihr Gehirn wie ein Blitzstrahl.

Jane riß die Tür auf, zögerte eine Sekunde und schmetterte sie wieder zu.

Dann tauchte sie, noch im Raum, seitlich von der Tür weg und hielt sich dabei dicht am Boden. Die anderen mußten annehmen, daß ihr Opfer durch die Tür entkommen war.

Und sie reagierten so, wie die Detektivin es vorausgesehen hatte.

An der Spitze die Blondine, rannten sie auf den Ausgang zu, zogen die Tür auf und verschwanden.

Jane Collins konnte sich ein kleines Lächeln nicht verkneifen. Die drei waren auf den Trick reingefallen.

Jane hatte nicht vor, sich von diesen blutgierigen Bestien jagen zu lassen. Sie wollte selbst die Initiative ergreifen und zumindest einen der Fariac-Brüder stellen.

Auf Zehenspitzen lief Jane auf die gegenüberliegende Tür des Zimmers zu, öffnete sie und stand bald wieder in dem Gang, wo auch die Zimmer der Gäste lagen.

Dort war alles ruhig. Niemand ließ sich blicken. Kein Vampir lauerte ihr auf, und unangefochten erreichte die blonde Detektivin die Treppe.

Die Stufen waren leer.

Allerdings konnte sie nicht bis nach unten schauen, weil die Treppe gebogen war. Sie mußte erst ein paar Meter hinunterlaufen.

Jane hielt sich in der Nähe des Geländers. Nach fünf Stufen konnte sie in die Halle schauen.

Und die war nicht leer.

Es sah aus wie auf einem Schlachtfeld. Es herrschte das völlige Chaos. Stühle waren umgekippt, und einige Reste vom Büfett lagen am Boden.

Von den Fariac-Brüdern sah sie nichts. Dafür jedoch hielt ein anderer Vampir Wache.

Er stand im Chaos und wandte Jane den Rücken zu.

Die Detektivin lächelte kalt, als sie langsam nach unten schritt.

Sie bemühte sich, möglichst kein Geräusch zu verursachen, konnte aber nicht vermeiden, daß eine Stufe knarrte.

Sofort federte der Blutsauger herum.

Er riß die Augen auf und starrte Jane Collins wie ein Weltwunder an. Doch dann veränderte sich sein Blick. Er wurde kalt, gemein und lauernd. Der Vampir spreizte die Arme ab und öffnete die Hände. Er zog die Lippen zurück und präsentierte dabei seine spitzen Eckzähne.

Sein Vorhaben war klar.

Er wollte Janes Blut.

Die Detektivin ging weiter. Angst hatte sie nicht. Dazu war sie zu gut bewaffnet. Nach wie vor hielt sie die Lanze in der rechten Hand, hob jetzt den Arm und schleuderte die schwere Waffe nach unten. Sie warf nicht gezielt, sondern wollte den Blutsauger warnen.

Einen Meter neben ihm hieb die Lanze in den Holzboden und blieb zitternd stecken.

Der Vampir schaute auf den Schaft, wollte vorspringen und die Waffe packen.

»Laß es!« peitschte Janes Stimme.

Der Blutsauger zuckte zurück, blieb jedoch in einer schrägen Haltung stehen. Er drehte den Kopf und schaute Jane an, die ihre Astra gezogen hatte und den Vampir damit bedrohte.

»Rühr dich nicht!« befahl sie.

Der Vampir gehorchte.

Langsam schritt Jane die Stufen hinunter. Ein Regisseur hätte es nicht besser in Szene setzen können. Der lauernde Vampir, die blonde Frau mit der Waffe, das knisternde Kaminfeuer, dessen Widerschein über Janes Gesicht zuckte, all das gab der Situation einen wahrhaft gespenstischen Reiz.

Vor der Treppe blieb Jane stehen. Sie wollte den Vampir von der Lanze weghaben und bedeutete ihm, näher zu kommen.

Er zögerte noch, gab sich einen Ruck und schritt auf Jane Collins zu.

Einen Schritt vor ihr blieb er stehen. Sein Blick war noch immer haßerfüllt, aber tief in den Pupillenschächten kroch auch die Angst vor dieser Frau hoch.

»Du weißt, daß ich dich töten kann!« sagte Jane.

»Ja.«

»Ich werde dir aber eine Chance geben und hoffe stark, daß du sie nützen wirst.«

Der Vampir schwieg.

Jane stellte die nächste Frage. »Wo befinden sich die beiden Fariac-Brüder?«

»Ich weiß es nicht.«

Jane Collins ging einen halben Schritt, hatte jetzt die nötige Distanz, streckte ihren rechten Arm aus und preßte die Mündung der Astra gegen die Stirn des Vampirs.

»Ich weiß, daß du lügst«, sagte sie gefährlich leise.

Der Blutsauger verdrehte die Augen und schielte gegen die Pistole. Er

hatte Angst. Diesmal war es deutlich zu spüren. Sein Mund öffnete und schob sich, die Zähne klapperten aufeinander, als würde ein Schüttelfrost ihn peitschen.

»Nun?«

»Ich – ich weiß es nicht.«

Jane verlor langsam die Geduld. »Noch eine Lüge, und ich töte dich«, sagte sie kalt.

Da verlor der Blutsauger die Nerven.

»Sie – sie sind unten!« keuchte er.

»Wo unten?«

»In den Gewölben.«

»Sind sie allein?«

»Nein, wir sollen uns da treffen.«

»Und aus welchem Grund?«

»Weil dort die Gefangenen liegen!«

Der letzte Satz beeindruckte Jane Collins am meisten. Die Gefangenen also. Damit konnten nur John Sinclair, Bill Conolly und Kommissar Mallmann gemeint sein.

Endlich wußte Jane, wo sie waren.

»Kennst du den Weg?«

Der Vampir zögerte mit der Antwort, und Jane drückte härter zu.

»Rede!«

»Nicht genau.«

»Aber du weißt, wo es hergeht?«

»Ja.«

»Dann geh vor!«

»Aber ich kann nicht.« Der Vampir wand sich wie ein Aal.

»Wenn es herauskommt, daß ich dich…«

»Du bist sowieso verloren«, erwiderte Jane Collins kalt.

Das hätte sie auf keinen Fall sagen sollen, denn plötzlich drehte der Blutsauger durch.

Blitzschnell fuhren seine Arme hoch, und sogar Jane wurde von dieser Aktion überrascht. Der Blutsauger hämmerte ihr mit beiden Fäusten den Waffenarm zur Seite und warf sich sofort nach links, um an die im Boden steckende Lanze zu gelangen.

Mit beiden Händen umklammerte er den Schaft und riß die Waffe aus dem Fußboden. Schreiend fuhr er damit herum und stach sofort nach Jane Collins.

Sie hätte schießen können, doch sie wollte dem Vampir eine Chance geben. Die Lanze fuhr über ihre rechte Schulter hinweg, als sie sich zur Seite drehte und gleichzeitig zuschlug.

Die Hand mit der Astra traf das Gesicht des Vampirs. Der Hieb schleuderte ihn zurück. Er blieb aber auf den Beinen und ließ auch die Lanze nicht los.

»Und jetzt bleib stehen!« schrie die Detektivin.
Der Vampir schüttelte den Kopf.
»Blut!« keuchte er. »Ich will dein Blut!«
Dann rannte er.
Die Lanze hielt er mit beiden Händen fest. Er wollte sie Jane in den Leib stoßen, doch die Detektivin wich aus und hieb dem Blutsauger den kleinen Waffenlauf in den Nacken. Der Vampir bekam noch mehr Schwung, stolperte dann über den Lanzenschaft und torkelte auf den Kamin mit der breiten Öffnung zu, in der die Flammenzungen tanzten.
Er konnte nicht mehr bremsen.
Ein Schrei, gellend und markerschütternd. Dann fiel der Vampir in die Flammen, die sofort nach ihm griffen und wie gierige Hände seinen Körper umtanzten.
Jane wandte sich ab. Sie wollte das Bild nicht sehen, das der brennende Vampir bot.
Er hatte sich selbst gerichtet. Vielleicht war es sogar besser für ihn. Zum Glück hatte er der Detektivin doch noch einiges verraten können. Und dieses Wissen mußte Jane ausnutzen.
Im Keller befanden sich John und seine Freunde. Wo sonst? dachte Jane.
Sie gab sich einen innerlichen Ruck und tat das, was getan werden mußte.
Jane Collins machte sich auf den Weg in die unterirdischen Gewölbe der Burg…

***

Bill Conolly gab nicht auf!
Verzweifelt kämpfte er darum, seine Fesseln zu lockern. Er wollte einen Arm freikriegen.
Und ich drückte ihm ebenso die Daumen wie Kommissar Mallmann. Wir beide bemühten uns ebenfalls, die Stricke loszukriegen, aber bei uns hatten sich die Gegner besonders viel Mühe gegeben.
Die Stricke lockerten sich nicht.
Ich versuchte mich zu wenden und zu drehen, erzielte aber keinen Erfolg. Nur der verdammte Strick am Hals drückte gegen meinen Adamsapfel und wollte mir die Luft abschnüren.
Diese Grotte war wirklich das letzte Verlies. Hier nistete das Grauen, hier wohnte der Schrecken, und wir befanden uns als Gefangene dazwischen.
Plötzlich lachte Bill auf.
Sofort hielten Will Mallmann und ich mit unseren Bemühungen ein.
»Hast du es gepackt, Bill?« keuchte der Kommissar.
»Und wie. Ich habe meinen Arm frei!«
»Kommst du an die Knoten?« fragte ich.

»Kaum. Die verfluchten Stricke sind unter der Steinplatte zusammengebunden. Aber ich will sehen, daß ich mein Messer aus der Tasche kriege. Vielleicht geht es.«

Wir hielten Bill die Daumen. Und wir hofften, daß nicht gerade jetzt die Vampire kommen würden.

Der Reporter bemühte sich. Seinen Kommentaren entnahmen wir, wie weit er schon fortgeschritten war.

»Okay, John, eine Hand kann ich unter die Stricke schieben, Shit, jetzt habe ich mir die Haut eingerissen…«

»Mach weiter!« fluchte ich. »Indianer kennen keinen Schmerz.«

»Nur bin ich keine Rothaut.« Bill verlor seinen Galgenhumor nicht. Er strengte sich weiter an, und es gelang ihm tatsächlich, seine Hand in die Hosentasche zu schieben.

»Okay, Freunde, ich bin soweit. Ich habe das Taschenmesser. Nur noch den Weg zurück, dann ist alles…«

Bill Conolly kam nicht mehr dazu, das letzte Wort auch noch auszusprechen, denn plötzlich hörten sie ein Knirschen, das entsteht, wenn Stein auf Stein reibt.

Ein kühler Luftzug wehte in das Gewölbe, dann vernahmen wir Stimmen und häßliches Lachen.

Mir rieselte eine Gänsehaut über den Rücken.

Die Vampire kamen.

»Zu früh«, flüsterte Bill schweratmend. »Verdammt, die sind viel zu früh…«

Dann schwieg er. Auch Mallmann und ich sagten kein Wort. Ich konnte meinen Kopf ein wenig anheben und schaute dorthin, wo die Vampire das Gewölbe betreten hatten.

Ich sah eine Öffnung. Etwa so hoch wie eine normale Tür, und durch sie betraten unsere Feinde das Gewölbe.

Einen leichten Schock bekam ich doch. Obwohl ich eigentlich damit gerechnet hatte, daß die Fariacs ihre Drohung wahrmachten, war ich doch böse überrascht. Sie schienen alle Mitarbeiter des Ausflugs zu Vampiren gemacht zu haben.

Außer den Fariacs zählte ich sieben Personen.

Fünf Frauen und zwei Männer!

Todfeinde…

Sie hatten sich bewaffnet. Trugen Schwerter, Lanzen, Morgensterne und Hellebarden.

So schlimm diese Gegenstände auch waren, sie erschreckten mich nicht so sehr wie die gefährlichen Eckzähne der untoten Bestien.

Der Tod ist immer grausam, aber lieber durch einen Schwertstreich sterben als durch den Biß eines Vampirs, um dann als lebende Leiche durch die Nacht zu geistern und sich tagsüber in einem Sarg vor dem Sonnenlicht zu verstecken.

Diese Gedanken schwirrten mir durch den Kopf, als die Vampire sich im Verlies verteilten.

»Nette Gesellschaft«, meinte Bill Conolly frostig.

»Und wie«, erwiderte ich.

Mallmann sagte gar nichts. Wahrscheinlich hatte er die größte Angst von uns allen.

Der Stein schloß sich nicht mehr. Sie ließen den Ausgang offen.

Hier konnten sie sich sicher fühlen, und auch Jane Collins hatte es nicht geschafft, uns zu finden.

Die Chancen sanken immer tiefer. Sie hatten bald den Gefrierpunkt erreicht.

Die beiden Brüder sahen sich ähnlich. Sie glichen sich, nur sah der eine noch hagerer aus als Gordon Fariac. Ihm fehlte das frische Blut, das ich ihm geben sollte.

An den Fußenden der Steinplatten bauten sich die sieben Vampire auf. Mir wurde bewußt, daß drei fehlten. Hielten sie vielleicht draußen irgendwo Wache?

Stille senkte sich über das Gewölbe. Nur unsere heftigen Atemzüge waren zu hören. Die Untoten atmeten nicht. Sie brauchten dies nicht mehr, sie existierten auch so.

Gordon Fariac trat vor. Zuerst dachte ich, er würde zu Bill Conolly gehen, dann aber machte er einen Schlenker und steuerte die Steinplatte an, auf der ich lag.

Ja, es war klar, mich wollte er zuerst haben. Ich hatte ihm schon zuviel Schaden zugefügt.

Neben meinem Kopf blieb er stehen, griff in die Tasche und holte ein Messer hervor. Er ließ die Klinge aus dem Schaft schnellen, und sie blitzte gefährlich vor meinen Augen auf, so daß ich mich unwillkürlich versteifte.

Er lachte, als er das sah und führte das Messer bis dicht an meine Kehle.

Wir starrten uns an. Ich wagte nicht zu schlucken, denn der kalte Stahl lag auf meiner Haut.

Zwischen seinem und meinem Gesicht paßte kaum eine hochkant gestellte Zigarettenschachtel, so gering war die Entfernung, aus der wir uns anstarrten.

»Ja«, flüsterte Fariac. »Erinnere dich daran, was ich dir geschworen habe. Vor 300 Jahren war es und doch nur einen Atemzug entfernt. Damals habe ich das Todesurteil über dich ausgesprochen. Ich konnte dich in der Zeit nicht töten, denn ich hätte die Geschichte beeinflußt, aber der Racheschwur eines Vampirs vergeht nie. Das mußt du dir merken. Ich würde dir jetzt gern die Kehle durchschneiden, aber ich kann mich beherrschen, denn ich habe mir einen anderen Tod für dich ausgedacht. An sich keinen schlimmen oder endgültigen, sondern

einen endlosen. Du wirst die Vampirtaufe über dich ergehen lassen müssen. Ich werde dir den Kelch des Blutes reichen, und du wirst ihn leeren bis zum Grund. Jeden Tropfen schlürfst du hinunter, denn dieses Blut wird den Keim in dir legen und ihn aufgehen lassen wie eine prächtige Blüte. Damals habe ich es dir versprochen, heute werde ich es halten.«

So etwas Ähnliches hatte ich mir gedacht, er konnte mich kaum noch schocken.

Dann aber bewegte er das Messer. Die Klinge erzeugte einen blitzenden Reflex vor meinen Augen. Ich stöhnte unwillkürlich auf, doch der Vampir säbelte nur den Strick durch, der dicht über meinem Hals lag, wobei er nicht einmal meine Haut berührte.

Ich atmete auf.

Fariac lachte. »Hast du gedacht, ich würde dich töten? Nein, ich habe dir doch etwas anderes versprochen. Und das halte ich auch, John Sinclair. Den Strick habe ich nur durchgeschnitten, damit du deinen Kopf anheben kannst, wenn ich dir den Kelch mit dem Blut zu trinken gebe. Es schmeckt süß. Alle meine Freunde hier haben davon getrunken, und jeder empfand das Blut als eine wahre Köstlichkeit. Auch du wirst so empfinden.«

Er trat zurück.

Ich konnte meinen Kopf tatsächlich besser bewegen und ihn auch ein wenig zur Seite drehen.

Rechts von mir lag Bill Conolly. Steif und starr, er rührte sich nicht. Noch niemand hatte bemerkt, daß es ihm gelungen war, einen Arm aus der Fesselung zu befreien.

Zwei Meter weiter wartete Will Mallmann auf sein Schicksal.

Denn auch er sollte ein Opfer der Vampire werden. Sie würden sein Blut trinken, bis kein Tropfen mehr durch seine Adern rann.

Nur Suko und Jane Collins lebten noch. Jane befand sich vielleicht hier im Schloß oder holte Hilfe.

Und Suko?

Bis der Chinese aus London hergeflogen war, hatte ich längst alle Chancen verspielt und war zu einem Vampir geworden. Man konnte es drehen und wenden, die Chancen blieben gleich Null.

Fariac trat zurück, dafür kam sein Bruder. Er wurde vom blanken Haß geschüttelt, umkrallte meine Schultern und rüttelte mich durch. Dabei riß er sein Maul auf, aus dem mir Fäulnis und Moder entgegenwehten.

Ich sah auch die beiden Vampirzähne, die dicht vor meinem Gesicht zitterten. Es kostete ihn eine ungeheure Beherrschung, sie nicht in meinen Hals zu schlagen. Ich merkte die Gier, sah den Haß, und dann stieß er einen röchelnden Laut aus und warf sich über mich.

Ich spürte seine kalten Lippen an meinem Hals und wartete auf den

Biß des Vampirs.
Da griff Gordon Fariac ein.
An der Schulter riß er seinen Bruder zurück. Er schleuderte ihn so heftig herum, daß der Graf gegen die Platte krachte, auf der Bill Conolly lag.
»Hör auf!« brüllte Gordon. »Jetzt noch nicht. Er soll das Blut trinken. Die anderen beiden sind für euch!«
Der wiedererweckte Graf schüttelte sich. Seine Augen glühten, er war furchtbar aufgeregt, hatte noch kein Blut getrunken, aber er führte sich auf wie ein Süchtiger ohne Stoff.
Sein Bruder stieß ihn zurück. »Willst du das Ritual stören?« fauchte er ihn an.
»Nein, nein!« kreischte der Graf. »Ich – ich…«
»Halte Ruhe!«
Der Graf nickte.
Gordon Fariac wandte sich wieder um und damit an mich. »Du hast Glück gehabt, John Sinclair. Sehr viel Glück sogar. Mein Bruder will Blut, und er soll es auch bekommen!«
Ich gab keine Antwort.
Gordon Fariac lächelte knapp. Er gab seinen Leuten einen Wink, und die verstanden.
Sie bauten sich rechts und links der Platte auf und starrten auf mich nieder.
Es war grausam.
Acht Vampirfratzen, Männer und Frauen. Blutgierige Bestien, die mich in ihren Reigen aufnehmen wollten.
Ich hörte Bill schwer atmen und sagen: »Bleib mir vom Leib, du Dreckskerl!«
Ein Fauchen erklang. An diesem Geräusch erkannte ich den Vampir-Grafen. Wahrscheinlich hatte er sich auf Bill Conolly werfen wollen, zuckte aber zurück, als sein Bruder ihn anschrie.
»Bring das Blut!«
Schlurfende Schritte erklangen, als der Vampir-Graf im Hintergrund des Gewölbes verschwand.
Ein paar Sekunden vergingen.
Gordon Fariac baute sich hinter mir auf.
Dort wartete er.
Nach wenigen Sekunden kehrte sein Bruder zurück. Er schob sich an den mich umringenden Vampiren vorbei und hielt irgend etwas in den Händen. Ein Lichtstrahl brach sich auf dem goldenen Metall. Es war der Kelch.
Gordon nahm ihn entgegen.
Er hielt ihn in der linken Hand. In der rechten hatte er die Weinflasche.

Sie war bereits geöffnet.
Es wurde wieder still in dem alten Gewölbe.
Beide Arme streckte der Vampir aus, so daß sich Kelch und Flasche über meinem Gesicht befanden. »Das Blut meiner Ahnen wird in diesem Kelch dampfen und dich, John Sinclair, in die Familie der Vampire aufnehmen. Der Fluch ist gesprochen, das Todesurteil wird vollstreckt, denn die Zeit ist reif!«
Er kippte die Flasche.
Langsam quoll die rote Flüssigkeit hervor. Sie gluckerte aus der Öffnung und lief dann als roter, dicker Strahl in den goldenen Kelch, wo sie sich rasch verteilte und an den Wänden des Gefäßes hochstieg. Das Blut war warm, denn ich sah einen leichten Dampfschleier über dem Kelchrand schweben.
Ein Tropfen fiel vorbei. Ich sah ihn auf mich zukommen und schloß hastig die Augen.
Er klatschte rechts auf die Stirn und rann an der Haut entlang nach unten.
Zum Glück berührte er nicht meine Lippen, aber er hinterließ eine rote Spur.
Ich merkte, wie ich innerlich immer erregter wurde. Das übertrug sich auch auf meine Haut, und die Narbe an der rechten Wange begann zu kribbeln.
Jetzt würde sie als rotes Mal hervortreten und sich in der Farbe von der des Blutes kaum unterscheiden.
Gordon Fariac brauchte die Flasche nicht mehr. Er schleuderte sie durch das Gewölbe gegen die Wand, wo sie klirrend zerbrach.
»Nur der Kelch ist wichtig!« flüsterte er heiser. »Der Kelch mit dem Blut der Ahnen.«
Mit beiden Händen hielt er das schwere Goldgefäß fest. Es schwebte über meinem Kopf.
Ich hatte die Augen weit aufgerissen und glaubte für einen Moment, er würde den Kelch über mir ausleeren und mir das Blut ins Gesicht kippen.
Das geschah nicht.
Statt dessen senkte er das Gefäß, gab seinem Körper eine Drehung und ging nach rechts.
Er stand jetzt dicht neben mir, so daß er sich nur nach vorn zu beugen brauchte, um mich zu erreichen.
Die sieben Hilfsvampire traten etwas zurück und machten ihrem Meister Platz.
Gierig starrten sie mich an. In ihren Augen sah ich es leuchten.
Das Blut, das in meinem Körper floß, sollte bald auch ihnen gehören.
Wie lange hatte ich noch?
Minuten – Sekunden?

Gordon Fariac konnte sich nicht mehr beherrschen. Er kicherte, riß sein Maul auf und präsentierte mir seine gewaltigen Hauer.

Scharfe Vampirzähne, die unten sogar leicht gebogen waren.

Eine Gänsehaut rann über meinen Rücken.

Ich hatte Angst, eine verdammte, widerliche Angst. Keiner ist zum Helden geboren, auch ich nicht. Die Situation hatte mich nur manchmal dazu gemacht, als ich über meinen eigenen Schatten gesprungen war.

Rechts von mir lagen meine Freunde. Auch sie waren gefesselt und konnten mir nicht mehr helfen. Sie würden das gleiche Schicksal erleiden wie ich, nur stürzte sich über sie die Vampirhorde, um ihr Blut zu trinken.

Gordon Fariac senkte den Kelch. Er lachte breit, Triumph funkelte in seinen Pupillen, denn endlich hatte er mich soweit. Er konnte seinen Schwur erfüllen.

»Trink, Sinclair«, flüsterte er, »trink das Blut meiner Ahnen. Jetzt, in diesem Augenblick!«

Ich preßte die Lippen fest zusammen. Nein, Freunde, trinken wollte ich das Zeug nicht. Auf keinen Fall. Eher würde ich hier auf dem verdammten Stein verrecken.

Aber ich hatte nicht mit dem Vampir-Grafen gerechnet. Er übersah ebenfalls die Situation, huschte um den steinernen Tisch herum und stand dann an der linken Seite neben mir.

»Ich öffne ihm schon das Maul!« knirschte er. Seine kalten Totenfinger griffen zu.

Eine Hand umspannte meine Kinnlade, die andere wühlte sich in meinem Haar fest.

Nur mühsam unterdrückte ich einen Schmerzensschrei.

Der Vampir lachte boshaft.

Und er zog weiter.

Ich konnte die Lippen nicht mehr geschlossen halten. Langsam öffnete sich der Mund. Zuerst nur einen Spalt, doch als der Vampir härter zog, öffnete ich ihn weiter.

Gordon Fariac senkte den Becher. Ein Lichtreflex fiel auf das Gold und blendete mich.

Im nächsten Augenblick spürte ich das kalte Metall an meiner Unterlippe…

***

Nur Asche hatte das Feuer von dem Vampir zurückgelassen. Jane schüttelte sich, als sie einen Blick darauf warf. Dann machte sie sich auf den Weg.

Die Lanze nahm sie mit. Es war zwar eine unhandliche Waffe, aber in der Not wußte Jane sich damit zu verteidigen. Ihr Gesicht zeigte einen

entschlossenen Ausdruck. Obwohl dieser Gang für sie brandgefährlich war, dachte sie nicht im Traum daran, umzukehren. Freunde waren in Gefahr, und jeder von ihnen hätte gleich gehandelt.

Mit der Lanze teilte Jane den Vorhang. Dahinter befand sich eine kleine Diele mit einer Tür.

Jane öffnete sie und spürte sofort die Kühle, die ihr entgegenwehte.

Hier ging es zum Keller.

Die Treppe begann einen Meter hinter der Tür. Dicke Steine, kalt und feucht.

Irgendwo weiter unten brannte ein flackerndes Licht. Es warf seinen Widerschein auf die letzten Stufen, so daß Jane das Gefühl hatte, der Stein würde sich bewegen.

Sie schritt vorsichtig die Treppe hinab. Dabei hielt sie sich dicht an der Wand, um sich abstützen zu können, wenn sie mal eine Stufe verfehlte.

Meter für Meter näherte sie sich dem eigentlichen Ziel. Sie glaubte auch Stimmen zu hören, konnte aber leider nicht verstehen, was gesprochen wurde. Dafür war sie zu weit weg.

Aber sie kam ihrem Ziel näher.

Ihr Herz trommelte heftig. Kalter Schweiß lag auf ihrer Stirn. Sie hatte sich vorgenommen, sofort die beiden Vampire zu erschießen, denn sie waren die Hauptübeltäter.

Jane war sicher, daß sie irgendwo in der Tiefe des Kellers lauerten.

Am Ende der Treppe sah sie einen Gang, der im direkten Winkel nach rechts führte.

Eine andere Richtung konnte sie nicht einschlagen, dann wäre sie vor das Mauerwerk gelaufen.

Der Gang war niedrig, feucht und rutschig. Unwillkürlich zog die Detektivin den Kopf an, als sie sich weiterhin anschlich. Es brannte kein Licht, aber sie sah den Fackelschein hinter einer viereckigen Öffnung, die nur ein paar Meter entfernt lag, so daß der Widerschein sogar auf die untersten Treppenstufen gefallen war.

Jane Collins befand sich dicht vor dem Ziel.

Eine nahezu unnatürliche Ruhe überkam sie. Es war immer so.

Dicht vor dem Ziel schienen ihre Nerven zu Drahtseilen zu werden.

Jane erreichte den Durchlaß.

Sie duckte sich noch mehr zusammen, schaute in das Gewölbe hinein und bekam einen Schock.

Da lagen Will Mallmann und Bill Conolly auf steinernen Platten.

Die Männer waren so gefesselt, daß sie sich nicht einmal rühren konnten. So straff saßen die Seile.

Und wo war John Sinclair?

Jane sah mich nicht, da die Körper der übrigen Vampire mich verdeckten.

Sie sah aber etwas anderes.
Das Kreuz!
Es lag in einer Ecke des Gewölbes, als würde es überhaupt nicht dazugehören, ein Bote des Lichts inmitten der Aura des Grauens.
Dann irrte Janes Blick ab, denn der Vampir hob den mit Blut gefüllten Kelch mit beiden Händen hoch. Er neigte ihn, und Jane brauchte keine Hellseherin zu sein, um zu wissen, was in Deckung der Vampirkörper geschah.
John sollte das Blut trinken!
»Nein!« brüllte Jane Collins und sprang vor.
Doch ihre Aktion war nur der Beginn einer Kette überraschender Ereignisse, denn die Lage spitzte sich noch mehr zu, und es kam zur Eskalation…

***

Zwei Männer zerrten verzweifelt an ihren Fesseln.
Bill Conolly und Will Mallmann!
Beide wußten, welches Schicksal auch ihnen bevorstand, wenn John einmal das Blut getrunken hatte, beide gaben nicht auf. Sie kämpften, solange noch ein Fünkchen Leben in ihnen steckte.
Bill Conolly hatte es da besser. Sein rechter Arm war freigekommen, und er hatte das Messer.
Aber was nutzte ihm die Klinge? Mit ihr konnte er die Blutsauger nicht töten.
Bill schielte nach links, wo die Vampire standen und Gordon Fariac den Kelch mit dem Blut erhoben hielt.
Er stand dort wie ein Triumphator. Einer, der es endlich geschafft hatte.
Bill kochte und explodierte fast vor Wut. Hätte er jetzt eine Waffe gehabt, dann…
Er dachte gar nicht weiter, dann ärgerte er sich um so mehr, daß er keine Waffe besaß.
Außer dem Taschenmesser.
Nur, was konnte er damit anfangen? Nichts – oder?
Bill hörte die Worte, die Gordon Fariac sprach. Jedes einzelne wirkte auf ihn wie ein Tropfen Säure, der sich immer tiefer in die Seele fraß.
»Bill!« Der Reporter hörte Will Mallmanns zischende Stimme.
»Ja!«
»Versuch es, Bill!«
»Was denn?«
»Greif ein, Mensch. John darf dieses Zeug nicht trinken. Der geht vor die Hunde!«
»Das weiß ich selbst. Aber was soll ich machen?«
»Nimm dein Messer!«

»Aber damit kann man keinen Vampir erledigen.«
»Zumindest jedoch ablenken«, flüsterte Mall. »Du hast doch die rechte Hand frei…«
»Aber ich bekomme die Klinge nicht aus dem Schaft.«
»Versuch es doch!«
Bill gehorchte tatsächlich. Er klemmte einen Teil des Messers unter seinen Oberschenkel und versuchte, die Klinge aus dem Schaft zu ziehen.
Ein Ding der Unmöglichkeit mit nur einer Hand.
Schweißgebadet pumpte Bill Luft in die Lungen. »Es geht nicht!« keuchte er, »es geht nicht…«
»Dann ist wohl alles verloren«, meinte Will deprimiert.
»Kann sein.«
Bill Conolly schielte nach links, wo ich lag. Mich sah er nicht nur, die Rücken der Vampire.
Dann hörte er die Stimme des Grafen. »Ich öffne ihm schon das Maul!«
Da wußte der Reporter, daß es soweit war. Wut und Haß schossen wie Lohen in ihm hoch, und in einem wilden Anfall von Zorn hob er den rechten Arm und schleuderte das Taschenmesser dorthin, wo sich die Vampir-Brüder aufhielten…

***

Diesmal hatte auch Bill Conolly Glück. Die Wirkung des geschleuderten Taschenmessers war enorm.
Gordon Fariac hielt den Becher in der Hand. Ich spürte das kalte Metall an meiner Lippe und hörte gleichzeitig einen wilden Frauenschrei.
Er zitterte noch im Raum, als Fariac zurückprallte. Ich hörte ein Klatschen, etwas mußte ihn am Kopf getroffen haben. So heftig und so überraschend, daß er zurückzuckte, dabei nicht auf den Becher achtete und einen Großteil des Zeugs vergoß. Das Blut schwappte über den Rand und klatschte zu Boden.
Ich bekam auch noch ein paar Spritzer mit, aber das war nicht wichtig. Ich jedenfalls hatte das Zeug nicht getrunken. Und nur allein das zählte.
Fauchend fuhr Gordon Fariac herum. »Was ist los?« keuchte er.
»Was ist geschehen?«
Er war völlig durcheinander, und auch seine Mitstreiter wußten im Augenblick nicht, was los war.
Dann hörte ich wieder die Stimme. Hell und klar stach sie durch das Gewölbe.
»Keiner rührt sich von der Stelle!«
»Jane«, ächzte ich, und auch Bill sagte: »Ich wußte doch, daß du die

rettende Prinzessin bist. Hätte ich die Arme frei, würde ich wer weiß was mit dir anstellen.«

Will Mallmann sagte nichts. Er lachte nur vor Erleichterung.

Noch waren wir nicht aus dem Schneider, und das wußte auch Jane Collins. Sie stand praktisch unter Hochspannung. Wenn sie jetzt einen Fehler machte, war alles verloren.

Deshalb war Jane Collins voll konzentriert.

Im Augenblick interessierte sie eins am meisten.

Das Kreuz.

Es lag auf dem Boden des Gewölbes und strahlte nicht mehr so intensiv wie noch vor Sekunden, als John Sinclair in höchster Lebensgefahr schwebte. Das Silber glänzte nur noch matt, nicht stärker als sonst.

Jane Collins huschte auf das Kreuz zu. Drei schnelle Schritte brachten sie in seine Nähe. Dabei hielt sie die Waffe so, daß die Mündung immer auf die überraschten Vampire wies.

Die Detektivin hob das Kreuz auf.

Schwer lag es in ihrer Hand. Sie fühlte auf einmal die Kraft, die von diesem Kruzifix aus in sie überströmte und ihr den Mut und den Glauben zum Sieg gaben.

Jane hatte die Lanze fallen lassen. Sie brauchte sie nicht mehr. Mit dem Kreuz in der linken und der Astra in der rechten Hand schritt sie auf die Blutsauger zu.

»Keine Bewegung!« sagte sie und hatte Mühe, ein Zittern der Stimme zu unterdrücken.

Die Vampire starrten auf das Kruzifix. Jane war inzwischen so nahe an mich herangekommen, daß auch ich das Kreuz sehen konnte.

Wo kam es her? Hatte es schon immer hier gelegen? Wahrscheinlich, ich hatte es nur nicht sehen können, und die Vampire hatten einen Bogen um das Kruzifix gemacht.

Aber das war schlecht möglich. Das Kreuz strahlte solch eine Kraft der Weißen Magie aus, daß die Vampire das Gewölbe nie betreten hätten.

Zwangsläufig erinnerte ich mich wieder an meinen gewaltigen Zeitsprung. Die Kette war mir dabei über den Kopf gerutscht, das Kruzifix verschwunden. Es mußte irgendwo zwischen die Dimensionen getrudelt sein, und dann, als ich mich in stärkster Lebensgefahr befand, hatte das Kreuz meine ungeheure Angst gespürt und war innerhalb des Raumes materialisiert. Denn das Kruzifix und ich waren im Laufe der Jahre eine Symbiose eingegangen, eine Gemeinschaft. Wir hingen aneinander.

Eine andere Erklärung hatte ich nicht für das Auftauchen meines Kruzifixes.

Unbeirrt schritt Jane Collins auf mich zu.

Die Blutsauger wichen zurück. Sie spürten die starke, weißmagische Ausstrahlung und zitterten um ihr erbärmliches widerliches Leben. Die Angst wurde größer…

Dann hatte mich die Detektivin erreicht.

Sie senkte die linke Hand und legte das Kreuz mitten auf meine Brust.

Mein Gott, ich hatte es wieder. Tief atmete ich ein, merkte den Strom der Kraft, den das Kreuz ausstrahlte, und meine Augen wurden feucht.

Jane aber fuhr herum. »Weg!« zischte sie den Vampiren zu. »Geht zurück zur Wand!«

Die Diener gehorchten. Nur die beiden Brüder blieben stehen.

Vor allen Dingen war es der Graf, der nicht einsehen wollte, daß sich die Vorzeichen verändert hatten.

Er knurrte und fauchte Jane Collins an.

Gordon Fariac war vernünftiger. Er legte seine Hand auf die Schulter des Bruders und zog ihn zurück.

Die Detektivin hatte wieder einen Teilsieg errungen.

»Jane«, krächzte Bill Conolly. »Da muß irgendwo das Messer liegen. Heb es auf…«

»Okay.« Jane hatte bereits gesehen, wo das Taschenmesser hingefallen war.

Gar nicht weit von der ersten Steinplatte entfernt. Rückwärts ging sie dorthin und hob das Messer auf. Dabei bückte sie sich, ohne allerdings die Feinde aus den Augen zu lassen.

Jane schaffte es, die Klinge aufzuheben. Jetzt mußte sie die nur noch aus dem Heft ziehen. Das war leichter gesagt, als getan, denn gleichzeitig durfte die Detektivin ihre Astra nicht loslassen.

Ein Spiel mit dem Feuer begann.

Das merkten auch die Vampire.

Und besonders der Graf war ungeduldig. Er spürte zwar noch immer die Hand seines Bruders auf der Schulter, aber der Druck war nicht sehr fest. Fariac wollte es nicht wahrhaben, daß ihr Spiel langsam verlorenging.

Er starrte Jane an.

Die Detektivin war noch immer damit beschäftigt, die Klinge aus dem Heft zu ziehen. Sie klemmte etwas. Einen Fingernagel hatte sich Jane bereits abgebrochen.

Da griff Fariac an.

Er riß sich mit einem Ruck los, wuchtete seinen Körper voran, streckte beide Arme aus und wollte Janes Kehle packen.

»Paß auf!« schrie ich.

Meine Warnung war nicht nötig. Jane Collins reagierte fantastisch. Sie drehte sich zur Seite, nahm die Waffe und schwenkte sie in die Richtung des Vampir-Grafen.

Noch in der Bewegung schoß sie.
Fahl leuchtete der Mündungsblitz. Die Kugel raste aus dem Lauf und traf den Vampir mitten in die Stirn.
Fariac stieß einen gellenden Schrei aus. Seine Bewegung wurde auf halbem Wege gestoppt. Beide Arme riß er hoch, er fiel nach vorn und krachte mit dem Kinn gegen das Fußende der Platte.
Dann fiel er zu Boden.
Und dort begann sein Todeskampf.
Keiner von uns sah ihn. Wir hörten ihn nur. Doch diese Geräusche jagten Schauer über unsere Rücken, so schlimm waren sie.
»Zurück!« schrie Jane. »Der nächste bekommt ebenfalls eine Kugel!«
Die Blutsauger waren geschockt. Selbst Gordon Fariac sagte nichts. Er mußte mit ansehen, wie sein Bruder, der erst vor kurzer Zeit aus der Asche entstanden war, verging.
Helfen konnte er ihm nicht…
Und Jane hatte inzwischen das Messer aufgeklappt.
Bill Conolly hörte das klackende Geräusch und zog sofort die richtigen Schlüsse.
»Ist es okay, Jane?«
»Ja.«
»Dann gib es her!«
Jane bewegte sich von mir fort.
Bill hob seinen rechten Arm, und Jane übergab ihm die Klinge.
Sofort entledigte sich der Reporter seiner Fesseln. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so beeilt.
Es war ein verzweifelter Kampf gegen die Zeit, denn die Vampire hatten ihren ersten Schock überwunden und dachten gar nicht daran, kampflos aufzugeben.
Sie wollten das versprochene Blut!
Am raffiniertesten war Gordon Fariac. Er zog sich so zurück, daß seine Diener ihm mit ihren Körpern deckten.
Und dann gab er den Befehl zum Angriff.
»Packt sie euch!« kreischte er, duckte sich gleichzeitig und suchte die Flucht!
Die Vampire stürmten vor.
Jane drückte ab.
Klick, machte es.
Verschossen!
Wie der Schlag eines Hammers traf Jane Collins diese Tatsache.
Zeit, darüber nachzudenken, hatte sie nicht, denn die sieben Vampire griffen an…

***

Bill Conolly war kein heuriger Hase mehr. Er ahnte, daß die Lage auf

der Kippe stand.
Und er beeilte sich.
Verzweifelt schnitt er die Stricke durch. Als der Befehl zum Angriff kam, waren nur noch die beiden untersten dicht über den Flußgelenken straff gebunden.
Zwei kreischende Furien stürzten auf den Reporter zu. Und mit einem letzten Schnitt schaffte er beide Stricke.
Bill Conolly war frei!
Rechts und links der Platte fielen die Stricke zu Boden. Da warfen sich die beiden ersten Vampir-Weiber auf den Reporter.
Bill hatte keine Waffe. Er konnte sich nur mit seinen Körperkräften verteidigen.
Und darin war er ein kleiner Meister.
Der Reporter zog beide Beine an und stieß sie gleichzeitig wieder vor. Dabei grätschte er sie ein wenig, so daß er beide angreifenden Frauen vor die Brust traf. Die Tritte waren hart, und die Untoten wurden weit zurückgeschleudert.
Bill bekam Luft, das war auch nötig, denn Jane Collins und Kommissar Mallmann wurden angegriffen. Dabei erging es dem guten Will am schlimmsten, er lag noch immer gefesselt auf dem Stein, während Jane sich wehren konnte.
Bill Conolly schwang sich von der Platte. Eine Sekunde später hatte er Will Mallmann und die beiden Vampire erreicht. Einer beugte sich bereits über Mallmanns Hals und wollte seine beiden Eckzähne in das Fleisch hacken.
Da schlug der Reporter zu.
Er hatte all seine aufgestaute Wut in den Schlag gelegt, und obwohl er noch taumelig auf den Beinen war – die Fesselung hatte seinen Kreislauf zu arg strapaziert –, warf sein Hieb den Vampir doch um. Er flog über Will Mallmann hinweg und krachte auf der anderen Seite zu Boden, wo er aber sofort wieder aufstand.
Den zweiten Vampir traf Bill mit der Handkante. Auch der Blutsauger kippte um.
Zwei Sekunden hatte Bill Zeit. Er klemmte die Messerklinge unter die beiden obersten Stricke und säbelte sie durch.
Dann drückte er Will Mallmann das Messer in die Hand, damit er sich weiter befreien konnte.
Bill hörte Janes Stöhnen.
Er fuhr herum.
Die Detektivin befand sich wirklich in einer miesen Lage. Sie hatte die drei Angreifer nicht abwehren können, im Gegenteil, es ging ihr schlechter, denn die Vampire hatten die Detektivin unter sich begraben.
Jane kämpfte verzweifelt. Sie war wirklich nicht schwach, aber die

Blutsauger erinnerten an Kletten und ließen sich nicht abschütteln. Es wurde Zeit.

Den ersten schaffte Bill mit einem Tritt zur Seite. Schreiend flog er davon, den zweiten zog der Reporter an den Haaren hoch, schleuderte ihn herum und warf ihn seinem Artgenossen entgegen.

Nur noch einer.

Den schaffte sich Jane Collins selbst vom Hals.

Sie schnellte hoch, setzte zu einem Schulterwurf an und drosch den Blutsauger zu Boden.

Mallmann beeilte sich, seine Fesseln loszuwerden. Er schnitt an den Stricken und mußte sich gleichzeitig gegen angreifende Vampire wehren.

Einen stach er mit dem Messer in den Arm.

Blut quoll aus der Wunde, aber der Untote verspürte keinen Schmerz. Er lachte nur.

Nur ich konnte nicht mitkämpfen. Ich lag nach wie vor auf der Platte und war gefesselt. Ich sah meinen Freunden zu und schrie:

»Verdammt, binde mich doch einer los!«

»Moment!« rief Bill, nahm das Kreuz von meiner Brust und fing einen Vampir ab, der auf Kommissar Mallmann zustürzen wollte.

Das Kruzifix traf den Untoten mitten im Lauf.

Der Blutsauger schrie auf. Plötzlich zeichnete sich der Abdruck des Kreuzes auf seiner Gesichtshaut ab. Er schrie wie von Sinnen und taumelte zurück.

Endlich war Will Mallmann frei.

Bill stand näher bei mir, und Will warf ihm das Messer zu. Geschickt fing der Reporter die Waffe auf. Er kreiselte sofort herum, und dann war ich an der Reihe.

Bill hatte im Aufschneiden der Stricke schon Routine. In Sekundenschnelle säbelte er sie durch.

Endlich war ich frei.

Ich schwang mich von der Platte, rief Bill ein »Danke« zu und nahm mein Kreuz.

Jetzt konnte es zur Sache gehen. Vor allen Dingen wollte ich Gordon Fariac haben.

Kaum hatten meine Füße den Boden berührt, als ich in den Knien einknickte und fast hingefallen wäre. Ich hatte kaum noch Gefühl in den Beinen. Und hätte ich nicht permanent meine Füße bewegt, so wäre der Zustand noch schlimmer gewesen. So aber konnte ich mich fangen und aufstehen.

Mein Kreuz hatte ich. Das war auch die einzige Waffe. Und die Beretta war leergeschossen, mit ihr konnte ich nicht mehr viel anfangen. Aber die Blutsauger hatten sich wieder bewaffnet.

Sie waren zurückgewichen und hoben ihre Äxte, Schwerter und

Lanzen auf.
Jetzt wurde es doppelt gefährlich.
Wir blieben stehen.
Vier Menschen. Jane Collins, Bill Conolly, Will Mallmann und ich. Wir waren zu allem entschlossen.
Uns gegenüber standen die Vampire.
Sechs zählte ich.
Gefährliche Bestien, die unser Blut wollten. Sekundenlang trat eine Pause ein. Es schien, als wollte jeder von uns noch einmal Atem holen, bevor die große Auseinandersetzung begann.
»Da müssen wir durch«, flüsterte Bill.
Ich gab ihm recht. Es gab keine andere Möglichkeit. Das Licht der Fackeln warf Schatten über unsere Gesichter und tauchte es im nächsten Augenblick in einen rötlichen Schein. Eine gespenstische Atmosphäre, die in diesem Gewölbe herrschte, erfüllt von Grauen und Angst.
Ich trat vor, denn ich hatte das Kreuz. Die rechte Hand streckte ich aus, und das Kruzifix, mit den Zeichen der vier Erzengel versehen, sollte seine Kraft voll ausspielen.
»Weg!« schrie ich den Vampiren zu. »Weichet von uns, Boten der Finsternis! Die Saat des Bösen ist nicht aufgegangen. Ihr werdet sterben, bevor der neue Tag anbricht, und eingehen in die finsterste Hölle!«
Ich redete bewußt solch eine Sprache, denn die verstanden sie.
Und sie sahen das Kreuz.
Im Widerschein des Fackellichts wirkte es irgendwie noch schauriger. Zudem zeichnete es noch einen großen Schatten, der hin- und herzuckte.
Die Blutsauger zögerten.
Mir kam es so vor, als würde der Anblick des Kreuzes die Kraft aus ihren Körpern saugen. Das Zeichen des Lichts vertrieb die Schatten der Finsternis.
So war es immer, so würde es auch hoffentlich immer bleiben.
Die Vampire hatten zwar ihre Waffen, aber sie setzten sie nicht ein.
Der Anblick des Kreuzes schwächte sie, und er trieb sie zurück in den Gang.
Neben mir bewegten sich meine Freunde. Ich sah ihre Körper als Schattenrisse auf dem Boden. Sie gingen weiter, hielten mit mir Schritt und blieben eine geschlossene Front.
Die ersten Vampire verschwanden im Gang. Manche heulten auf.
Eine Frau drehte sich torkelnd um, verfehlte den Eingang und prallte gegen die Wand. Die Hellebarde rutschte ihr aus der Hand.
Bevor sie verschwinden konnte, war ich bei ihr.
Sie spürte in ihrem Rücken das Kreuz und zuckte hoch. Dabei warf

sie ihre Arme vor und versuchte, sich mit den Fingern im rissigen Gestein festzuklammern.

Das mißlang.

Die Vampirin fiel zu Boden, wo sie stöhnend verging.

Wir schritten weiter. Vorsichtig betraten wir den kurzen Gang, der an der Treppe endete.

Unsere Gegner flohen nicht überstürzt, sie blieben auf den untersten Stufen stehen.

»Wenn ich doch nur eine Beretta hätte«, beschwerte sich Bill Conolly.

»Sei mal ruhig!« zischte ich und blieb stehen.

Auch die anderen verharrten.

Jeder von uns nahm den Geruch wahr.

Brandgeruch!

***

Wir wußten, was das zu bedeuten hatte. Gordon Fariac hatte seine Konsequenzen gezogen, als er sah, daß er nicht mehr viel ausrichten konnte.

Er hatte das Schloß kurzerhand angezündet.

Und wir steckten im Keller.

Auch die Vampire hatten mitbekommen, daß etwas nicht stimmte. Ich wußte nicht, ob sie Geruchssinne hatten – wahrscheinlich nicht –, aber sie sahen die Schwaden, die von der Treppe her in den Gang wallten.

Plötzlich waren wir vergessen.

Die fünf Blutsauger machten auf dem Absatz kehrt und flohen die lange Treppe hoch.

Den Weg nahmen auch wir.

Ich hetzte mit langen Sprüngen voran, nahm immer drei Stufen auf einmal. Jane, Will Mallmann und Bill folgten. Wir hatten die Treppe noch nicht hinter uns gelassen, als uns bereits dicke Schwaden entgegenwolkten.

Fett und träge krochen sie die Stufen herab. Die Gestalten der flüchtenden Vampire verschwammen. Und wenig später stellten wir entsetzt fest, daß die Halle eine einzige Feuerwand war.

Schon platzten die ersten Scheiben. Die Splitter segelten nach außen und innen. Kalter Wind pfiff in das Schloß, blähte die brennenden Vorhänge auf und trieb Funken wie einen glühenden Regen durch den großen Raum.

Die Vampire verfielen in Panik. Vor Feuer hatten sie ebenso große Angst wie vor dem Kreuz. Alle rannten kopflos umher, stießen sich gegenseitig aus dem Weg oder verletzten sich in ihrer Panik mit den Waffen.

Es dauerte nur Sekunden, bis die ersten beiden von den Flammen

erfaßt worden waren.

Schreiend wälzten sich die Blutsauger auf dem Boden, steckten den Teppich in Brand, der im Nu eine wabernde Hölle bildete und uns den Weg zur Tür versperrte.

Die Gegenstände im Innern des Schlosses waren pulvertrocken.

Erste Flammen krochen bereits auf die Treppe zu. Wir konnten uns nur schreiend verständigen, denn sonst wurden unsere Stimmen vom Prasseln der Flammen übertönt.

Stetig drangen Rauch und Qualm in unsere Kehlen. Wir keuchten und husteten. Der Tisch, auf dem das Büfett gestanden hatte, war ein Flammenmeer. Ich sah einen Vampir, dessen Kleider ebenfalls Feuer gefangen hatten. Er wälzte sich auf dem Tisch.

Nur von Gordon Fariac sah ich nichts. Der hatte es vorgezogen, das Weite zu suchen.

Aber ich würde ihn kriegen.

Wir kämpften uns vor bis zur Tür. Die Vampire waren jetzt nicht mehr wichtig. Das Feuer würde sie vernichten. Unser Weg glich einem Spießrutenlauf durch die Hölle. Immer wieder griffen die langen Feuerzungen nach unseren Kleidern, strichen heiß über unsere Gesichter, und der Wind wehte uns Funken ins Haar, die wir wieder erstickten.

Aber wir schafften es.

Ich taumelte als erster nach draußen, konnte nichts erkennen, weil ich noch immer von den Flammen geblendet war, sah aber trotzdem die Blaulichter mehrerer Streifenwagen aufzucken. Die Fahrzeuge fuhren die Serpentinen zur Burg hoch. Auch vernahm ich die Martinshörner der Feuerwehr. Wahrscheinlich war das Feuer unten im Tal gesehen worden, und die Menschen hatten schnell reagiert.

Wo steckte Fariac?

Ich schaute mich um.

Hinter mir hörte ich die lauten Stimmen meiner Freunde, kümmerte mich jedoch nicht darum. Ich wollte den verdammten Vampir.

Meine Augen hatten sich inzwischen wieder umgestellt, ich konnte besser sehen.

Und ich erblickte ihn!

Dicht am Waldrand stand er und schaute sich um. Wahrscheinlich war er durcheinander, weil er das Jaulen der Martinshörner gehört hatte. Jetzt suchte er nach einem Fluchtweg!

Den wollte ich ihm verbauen.

»Fariac!« brüllte ich.

Er fuhr herum.

Da rannte ich los!

***

Er starrte mir entgegen, floh nicht, war vielleicht auch zu überrascht, und ich gewann an Boden.

Plötzlich reagierte er. Wie ein Blitz warf er sich auf dem Absatz herum und verschwand zwischen den Bäumen. Ich hatte bereits meinen rechten Arm erhoben, um ihm das Kreuz in den Rücken zu schleudern, ließ die Hand jedoch wieder sinken, denn Äste und sperriges Buschwerk deckten ihn.

Sekunden später war auch ich im Wald.

Erst jetzt merkte ich, daß es schneite. Die weißen Flocken fielen lautlos vom Himmel und hatten sich schon wie eine dünne Puderschicht über die Äste und Zweige der Bäume sowie auf die Erde gelegt. Deutlich hob sich die dunkle Gestalt des Vampirs von der hellen Oberfläche ab.

Er wandte sich nach rechts.

Mit beinahe wütender Kraft hieb er störende Zweige und Äste aus dem Weg, bis er plötzlich auf die Straße zulief, wo auch die Wagen hochfuhren.

Was wollte er da?

Der Vampir erreichte vor mir die Straße. Und dann sah ich den Grund. Er verwandelte sich. Das ging blitzartig, ich konnte nicht so schnell reagieren.

Die Scheinwerfer des voranfahrenden Wagens erfaßten ihn bereits, als er seine Schwingen ausbreitete.

Da verließ ich den Wald.

Fariac lachte.

Und ich setzte alles auf eine Karte. Ich warf mich mit einem gewaltigen Satz vor, steckte das Kreuz weg, so daß ich beide Hände freihatte, und es gelang mir tatsächlich, den abhebenden Vampir noch zu packen.

Ich klammerte mich am Flügel fest.

Jemand hupte.

Dann kreischten Reifen. Scheinwerfer tanzten hin und her, weil die Wagen rutschten. Ich hörte Rufe, aber ich kümmerte mich nicht darum. Fariac war wichtiger.

Er hob ab.

Trotz meines Gewichts schaffte er es, sich vom Boden zu lösen. In seinen Flügeln steckte eine ungeheure Kraft. Er bewegte beide auf und nieder, und ich machte diese Bewegungen zwangsläufig mit.

Mir wurde ganz anders. Ich spürte den scharfen Wind, und plötzlich streiften meine Schuhe die Wipfel der Bäume.

Hastig zog ich die Beine an, schaute nach oben, und sah erst jetzt, daß Fariac sich nicht vollständig in eine Fledermaus verwandelt hatte, sondern sein menschliches Aussehen noch bewahrt hatte.

Statt der Arme waren ihm die großen, lederartigen Schwingen

gewachsen.
Er flog weiter. Sein Gesicht war verzerrt, weit hatte er den Mund aufgerissen, ich sah seine spitzen Zähne und bekam regelrecht Angst vor diesen Hauern.
Ich mußte an den Vampir Kalurac denken. Auch ihn hatte ich in der Luft besiegt, allerdings trug ich damals eine kleine Rakete auf dem Rücken, eine Art Ein-Mann-Hubschrauber.
Dann hörte ich nur noch das Pfeifen des Windes, spürte die eisige Luft, wie sie in mein Gesicht schnitt, und hoffte, daß der Vampir nicht auf die Idee kam, sich einfach abstürzen zu lassen. Er würde nicht sterben, aber ich.
Zum Glück kam er nicht auf den Gedanken. Aber er flog auch nicht ziellos herum.
Er steuerte einen Platz an.
»Töten werde ich dich!« kreischte er. »Töten…«
Und dann sah ich das Ziel.
Der große, in den Rhein wachsende Felsen.
Die Loreley!
Dort wollte er landen. Er ging schon tiefer, visierte die Spitze an, und ich beeilte mich, die Beine hochzubekommen.
Dann ließ ich los.
Ich fiel hin, überschlug mich, schrammte mir irgendwo die Haut auf und befürchtete, daß der Vampir das Weite suchen würde.
Das tat er nicht.
Sein Haß war zu groß. Er wollte mich nur vernichten. Fariac sprang mich an. Noch während des Sprungs schrumpften seine Flügel, aus ihnen wurden wieder normale Arme und Hände.
Mir blieb leider keine Zeit, mein Kreuz zu holen. Mit einem Konterschlag stoppte ich den Angriff, doch der Blutsauger schüttelte nur den Kopf.
Er kam erneut.
Schnee umtanzte uns, der Wind pfiff, während ich auf dem Felsen der Loreley um mein Leben kämpfte. Die Welt versank im wilden Flockenwirbel, doch das alles nahm ich gar nicht wahr. Die Wucht des nächsten Anpralls warf mich zurück, so daß ich rücklings zu Boden krachte.
Darauf hatte Fariac gewartet.
Plötzlich waren seine Hände da. Lange Fingernägel kratzten über meine Brust, sein Mund war weit aufgerissen, die Zähne blitzten mich an, aus der Mundhöhle drang schreckliches Fauchen, eine widerlich riechende Flüssigkeit sprühte mir ins Gesicht, als der Vampir seine Zähne in mein Fleisch bohren wollte.
Ich winkelte den Arm an und hieb meinen Ellenbogen gegen seinen Unterkiefer.

Der Schlag war so hart, daß der Kiefer der Bestie ausgerenkt wurde. Plötzlich hatte der Blutsauger ein schiefes Gesicht. Lachen konnte ich darüber nicht, denn seine kalten Totenhände drückten meine Schultern gegen den Boden.

Mein Kreuz!

Verdammt, ich mußte drankommen.

Ich hatte es bekanntlich in die Tasche gesteckt. Und meine Arme konnte ich zum Glück bewegen. Es ging jetzt um Sekunden, denn der Blutsauger wollte meinen Lebenssaft.

Er fauchte und knurrte. Seine Augen waren rot unterlaufen.

Nichts Menschliches hatte er mehr an sich. Das war der andere Fariac – der Vampir.

Ich umklammerte das Kreuz.

Da hackte der Vampir zu.

Im selben Moment riß ich den rechten Arm mit dem Kreuz hoch.

Das geweihte Metall traf sein Gesicht, die Zähne streiften bereits meinen Hals. Als sie jedoch abrutschten, berührte das Kreuz seine Haut, und es zischte auf wie Wasserdampf, der aus einem Kesselventil strömt.

Der Vampir schrie.

Plötzlich war seine linke Gesichtshälfte nicht mehr da. Ich sah nur weißgraue Knochen, an denen noch ein paar Hautreste hingen.

Gordon Fariac fuhr hoch. Beide Arme warf er zurück, er kam auf die Beine, taumelte, torkelte, und plötzlich sah ich, wie seine rechte Hand vom Arm fiel, dann bedeckten die wirbelnden Flocken den Tod des Vampirs wie ein gnädiger Vorhang.

Sekunden später hörte ich einen Schrei, der langsam verhallte.

Gordon Fariac mußte vom Felsen gestürzt sein. In der Luft noch würde er vergehen.

Noch lag die Hand vor mir. Das letzte Zucken zweier Finger, dann zerfielen auch sie.

Gordon Fariac existierte nicht mehr. Die Gefahr des Vampirismus war vorerst gebannt.

Ich aber hatte verdammt viel in den letzten beiden Tagen durchgemacht. Die Erinnerung daran würde ich immer behalten. An den alten Marek, an seinen Sohn Karel und an seine Tochter Ilona, das Mädchen, das mich geliebt hatte und das ich töten mußte, weil es zu einer Untoten geworden war.

Ihr Bild würde nie aus meiner Erinnerung verlöschen…

***ENDE des Dreiteilers***